Epist. 56 g= Beer

ANSTREICHG.

<36611494130017

<36611494130017

Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Michael Beer's Briefwechsel.

Herausgegeben

von

Eduard von Schenk.

435 b

Lind f 162

Michael Beer's Briefwechsel.

Michael Beer's

Briefwechsel.

Herausgegeben

von

Eduard von Schenk.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

		Seite
1.	Michael Beer an Eduard v. Schenk	1
2.	Beer an v. Schenk	7
3.	Beer an Karl Immermann	17
4.	Beer an Immermann	20
5.	Beer an Immermann	23
6.	Beer an Immermann	27
7.	Beer an Immermann	30
8.	Immermann an Beer	35
9.	Beer an Immermann	43
10.	Immermann an Beer	45
11.	Beer an Immermann	47
12.	Immermann an Beer	51
13.	Beer an Immermann	57
14.	Immermann an Beer	66
15.	Beer an Immermann	75
16.	Immermann an Beer	77
17.	Beer an Immermann	81
18.	Immermann an Beer	85
19.	Beer an Immermann	89
20.	Immermann an Beer	97
21.	Beilage zur Sendung des Gedichtes „Tulifäntchen"	103
22.	Beer an Immermann	105
23.	Beer an Immermann	110
24.	Immermann an Beer	116
25.	Beer an Immermann	121
26.	Beer an Immermann	127
27.	Beer an Immermann	138
28.	Immermann an Beer	140

		Seite
29.	Beer an Immermann	147
30.	Immermann an Beer	152
31.	Immermann an Beer	155
32.	Beer an Immermann	162
33.	Beer an Immermann	166
34.	Immermann an Beer	172
35.	Beer an Immermann	178
36.	Immermann an Beer	185
37.	Beer an Immermann	187
38.	Immermann an Beer	188
39.	Beer an Immermann	194
40.	Immermann an Beer	195
41.	Beer an Immermann	198
42.	Immermann an Beer	201
43.	Beer an Immermann	205
44.	Immermann an Beer	208
45.	Beer an Immermann	211
46.	Immermann an Beer	215
47.	Beer an Immermann	221
48.	Immermann an Beer	232
49.	Immermann an Beer	239
50.	Beer an Immermann	241
51.	Beer an Immermann	247
52.	Immermann an Beer	250
53.	Immermann an Beer	260
54.	Immermann an Beer	261
55.	Beer an Immermann	264
56.	Beer an Immermann	268
57.	Beer an Immermann	272
58.	Immermann an Beer	276

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Michael Beer an Eduard von Schenk.

Stuttgart, den 4. Mai 1827.

Guten Morgen, mein theuerer Freund! — Ich will nur einen Augenblick sehen, wie es Ihnen geht. — Heinrich! nimm Herrn von Schenk den Mantel ab. — Behüte! Ich kann nicht bleiben, ich habe Sitzung. — Ach! die fatale Sitzung! —

Sie sehen, mein geliebter Freund, ich bilde mir ein, daß wir nicht von einander getrennt sind! Wie ich ohne Abschied geschieden bin, so knüpfe ich an das alte Gespräch die neuen Begebenheiten, und Alles ist wie zuvor. Ein paar Berge und Ströme zwischen uns, sonst hat sich ja in der That nichts verändert, und was wäre für ein paar romantische Poeten Raum und Zeit. Wir versetzen mit einem Federstrich die gemeinen Seelen der Zuschauer nach Byzanz und Indien, wie es uns beliebt, und sollten uns nicht zueinander zaubern können! Sie sind in diesem Augenblick so ganz, so ungetheilt bei mir, daß ich Sie gar nicht vermisse, wenn Sie nämlich das Gespräch,

das ich anzuknüpfen denke, eben so pünktlich fortsetzen wollen, als ich es beginne.

In Augsburg habe ich einen recht angenehmen Tag verlebt. Hailbronner, Lindner und Lebret waren die Sonne dieses Tages, denn die wirkliche Sonne ließ sich nicht viel blicken. Ich weiß nicht, ob Sie Lebret kennen. Es ist ein gar wundersamer Mensch, der Ihnen aber vielleicht nicht so anziehend sein dürfte, als er es mir war. Seine Ansichten über Religion dürften Ihnen noch um Vieles schroffer erscheinen als die meinen; indeß ist er so tiefen Gemüthes, so vollkommen einig mit sich und klar über seine ungewöhnliche Ansicht, daß er doch am Ende den Sieg über Ihr empfängliches Herz davon tragen würde. — Im Theater sah ich ein Stück: „Die Grafen von Blankenfels", von einem wiener Autor, Weidmann. Ein höchst fatales Product, vor dessen dunklem Abstich, wie Grillparzer in der Sappho sagt, die Kotzebue'schen Dramen lilienweiß erscheinen. Gespielt wurde es von einer Bande, die eben so gut in den böhmischen Wäldern hausen könnte, als auf „den Bretern, die die Welt bedeuten". — Von dem Wege bis Geißlingen ist nicht viel zu sagen. Der Münster zu Ulm bedarf nun als eine der schönsten gothischen Kirchen Deutschlands meines Zeugnisses nicht, und so erspare ich Ihnen hier das Attestat meiner Bewunderung. Wie durch einen Zauberschlag fand ich Alles von Geißlingen an verändert; Alles in voller, glänzender Blüthe, und nach öden Hügeln das fruchtreichste, anmuthigste Thal. Je

mehr mich dieser Anblick ergötzte, je mehr floh ich in die schöne Welt meiner Erinnerungen zurück, und welche Gestalt den besten Platz einnahm, das mögen Sie rathen.

Ja, mein theuerer Freund, Sie nur waren es, den ich vermißte, weil ich mit Ihnen allein vor allen Andern die süßen Empfindungen getheilt hätte, die mich in diesem durch einen frühen Lenz erwachten Thale durchbebten. Vielleicht entschließe ich mich noch, Ihnen ein Lied beizulegen, das in jenem Augenblick entstanden ist. Vielleicht, sage ich; denn bis jetzt kommt es mir noch ganz bleich und ungenügend vor. Lassen Sie mich lieber gleich, da ich Sie nun nach Stuttgart führen muß, zuerst von Uhland reden. Sie kennen meine Verehrung für sein göttliches Talent. Seine Persönlichkeit, wie sie sich so auf den ersten Blick gibt, ist nicht gemacht, sie zu erhöhen. Sein Aeußeres würde uns gewiß nie den Sänger der tiefgefühlten Romanzen und Lieder, den Dichter Herzogs Ernst von Schwaben errathen lassen. Ich bemerke dies; unerwartet war es mir nicht, und angestaunt habe ich die seltsame Erscheinung auch nicht. Singt doch die graue Nachtigall zum Entzücken der Welt! Liebenswürdigkeit ist im Grunde eben so gut eine Mitgift der Natur als das Talent der Dichtkunst, und warum sollte eines ohne das andere nicht bestehen können? Ein großes Kennzeichen, ein äußeres nämlich, des Talentes, habe ich dennoch schon in den wenigen Stunden, in denen ich ihn gesehen, gefunden, und dies ist das richtige Gefühl sei-

ner Kraft ohne Ueberschätzung seines Werthes; Selbstgefühl ohne eine Spur von Unbescheidenheit. Ich habe versucht, ihn für unsern Journalplan zu gewinnen. Finden wir noch mehr Theilnehmer, die seiner würdig, so schließt er sich gewiß nicht aus. Ob er aber thätig und von lebendigem Interesse sein wird, bezweifle ich. Mit welchem Antheil dagegen Cotta unsern Plan aufgefaßt hat, davon kann ich Ihnen kaum einen Begriff geben. Noch heute Abend — ich schreibe diese Zeilen in der Nacht — hat er mich auf das dringendste gebeten, das schöne Vorhaben auszuführen und auf seine volle Mitwirkung zu rechnen.

Die köstliche Umgegend und Boisserée's Galerie haben mir hier recht schöne Tage bereitet. Welch ein Schatz ist diese Sammlung altdeutscher Bilder, wie sie kein Neualtdeutscher je malen wird! Welch ein Fleiß, welch eine Pracht der Farben neben dieser echten Einfalt des Gemüthes, die sich nicht einbildet, fromm zu sein, sondern es in der That ist. Wer solch einen Kinderglauben im Herzen trägt, der geht ruhig und sicher seines Weges und stößt auf seiner Bahn Die nicht mit dem Fuße fort, die ihm gleich stehen in Bestrebung und Adel des Willens, nur nicht gerade das Gute auf seine Weise wollen. Vor Allem herrlich ist der Christoph mit dem Kinde von Hemlink. Ein Bild, das seines Gleichen rücksichtlich der poetischen Auffassung sucht. Selbst in der italienischen Schule ist außer Raphael's himmlischer Vision des Ezechiel wol nie so Großes mit so geringen Mitteln

dargestellt worden; und, mirabile dictu, welch eine Correctheit der Zeichnung für die Zeit, der es angehört! Indeß ich werde mich wol hüten, zu beschreiben, was Sie nun bald selbst sehen werden, oder, wenn ich nicht irre, schon gesehen haben.

Das Theater hier ist keiner Erwähnung werth. Ich habe ein paar Boieldieu'sche Opern sehr mittelmäßig darstellen sehen, und die Beschreibung eines walterscottisirenden (wie finden Sie dies neue Wort?) Dramas von Tromlitz erlassen Sie mir wol auch.

Zu den interessanten Bekanntschaften hier zähle ich den jetzigen Redacteur des Morgenblattes, den Verfasser der Memoiren des Satan, des Lichtenstein (historischer Roman ꝛc.). Er ist jetzt ein Liebling Cotta's und wird den Damenalmanach in neuer reicher Gestalt erscheinen lassen. Ich habe den Beitrag einiger einzelnen Gedichte nicht versagen können und fast versprochen, daß Sie es nicht verschmähen werden, Ihre schönen Verse in die Nähe meiner schlechten zu setzen. Wie wäre es, wenn Sie dem Dr. Hauff die Nachtviolen oder die Cantate auf die Vespermann gäben? Sie ist so vortrefflich, und es wäre ein Jammer, wenn sie bei dem allgemeinen Interesse, das die „Muse der Gesänge" erregt, nicht dem ganzen Deutschland bekannt würde. Beifolgend einige Zeilen von Hauff an Sie, aus denen seine Verehrung für Sie, sein dringender Wunsch und sein Vertrauen auf mein Fürwort spricht. Sie werden es nicht zu Schanden machen, nicht wahr? Ihre Antwort adressi-

ren Sie gefälligst nur an Dr. W. Hauff, Redacteur des Morgenblattes.

Morgen gehe ich über Baden-Baden, Karlsruhe, Heidelberg nach Frankfurt ab. So werde ich wieder ein Land sehen, wo man Baiern und seinen König noch mehr liebt als die angestammte Regierung.

Sie werden, Sie müssen mir bald antworten und mir sagen, daß Sie mich vermissen, und daß ich Ihnen noch werth bin. Schreiben Sie mir nicht, so ist es rein, — ganz rein aus mit uns, und ich würde die Felsen, die nur des Eisens schwere Wucht trennen kann, auffodern, Ihnen zuzurufen:

Was hat dir dein Freund gethan,
Das dich treibt zu solcher Unthat?

2. Michael Beer an Eduard von Schenk.

Es ist doch, mein theuerer Freund, ein schönes Ding um einen echten Freundesbrief, wie z. B. um Ihr liebes, herzliches Schreiben vom 11. d. Das thut Einem so recht in der Seele wohl, und indem ich darauf antworten soll, finde ich aufs neue, wie unrichtig eine Aeußerung Grillparzer's ist, der Ihnen in einem Briefe sagte, daß ihm Briefe an Freunde zu schreiben zuweilen wie ein Frevel erschiene, weil man im Schreiben „die Ausdrücke wähle, im Hintersatze vermeide, was man im Vordersatze gebraucht habe". Ist es doch die schönste Lust eines wahren Freundes, einem wahren Freunde zu schreiben und sich, seine Erfahrungen, Ansichten und Wünsche der weißen Brieftaube anzuvertrauen, die man mit Vertrauen wie einen treuen Boten fortsendet, und die wiederum wie ein lieber Gast empfangen wird!

In Stuttgart sahen wir uns zum letzten Mal. Das war am 4. Mai, und ich verließ es am 5. Der nächste Ort, wo sich wieder ein Gespräch anknüpfen läßt, war Baden-Baden, wo ich aber, weil mich das Wetter

nicht begünstigte, nur einen Tag verweilte. Genug indeß, um sich mit den nächsten Schönheiten des ungemein anmuthig gelegenen Ortes vertraut zu machen. Indeß werde ich mich wol hüten, Sie einzuladen, im Geiste mit mir auf das alte Schloß, die schönste Ruine Deutschlands, zu steigen und die malerische Lage beschreiben zu hören. Es geht mit den Beschreibungen der Naturscenen wie mit denen eines schönen weiblichen Gesichtes. Man kann wol das Verlangen danach erregen, aber den Genuß, den die Anschauung gewährt, den theilt kein Wort, auch nicht das treffendste mit. — Ich blieb einen Tag in Karlsruhe, fast ausschließlich in Ludwig Robert's Gesellschaft, den ich unzufrieden mit sich und der Welt fand. Es ist Schade, daß sein Talent früher nicht durch allgemeinere Anerkennung gehoben und gekräftigt worden. Es ist, wie mir scheint, daß es oft der Fall ist, theils durch Unglauben an seine Existenz, dann wieder durch Ueberschätzung seiner Kräfte, matt und müde geworden und flattert nun hin und her, ohne den Zweig gefunden zu haben, auf dem es sich und Andern zur Freude leben, bewegen und singen könnte. Die trübselige Stimmung, die ein solches Bewußtsein erzeugt, ist nun völlig Geist und Gemüth tödtend, und mir thut das in der That weh, da ich die Nichtbeachtung der frühern Erzeugnisse Robert's lediglich einem gehässigen Vorurtheil zuschreibe. Seine „Kämpfe der Zeit" hätten ein besseres Loos verdient, als ihnen zu Theil geworden. Ich vermuthe, daß er sie Ihnen senden wird, da er mir

den Wunsch geäußert hat, sie von Ihnen gekannt zu wissen.

In Frankfurt am Main traf ich meinen Bruder, seine Frau und Schwiegermutter. Wir waren nur drei Tage beieinander, die Zeit flog unter unendlich wechselnden Gesprächen hin, und daß Ihrer dabei oft gedacht wurde, bezweifeln Sie nicht. Ich habe meinen Bruder so lüstern nach Ihrem Opernstoff der Untersberger gemacht, daß er mir förmlich den Auftrag gegeben, diesen Stoff für ihn zu erbeuten. Wie wäre es, wenn Sie sich dazu bewegen ließen, die Veranlassung zu werden, daß ein deutscher Componist einmal die fremden Länder, in denen er Ehre und Ruhm gefunden, verließe, um sich in seiner Heimath nach echtem, biederem, deutschem Sinn schimpfen zu lassen? Thuen Sie es in allem Ernste, vielleicht lockt der Zauber Ihrer Poesie den Abtrünnigen zu uns. Jetzt beschäftigt ihn seine Oper für Feydeau von Scribe und Germain Delavigne, eines der pikantesten und geistreichsten Sujets, die ich je gelesen habe. Die Donaunymphe läßt er nun unfertig liegen, weil ihn mit Recht der neue Stoff mehr anzieht. Für die große Oper wird er zum nächsten Frühling „Cymodocée", von Soumet, schreiben.

Die Fahrt von Mainz bis hierher mit dem neuen Dampfschiff der Concordia, durch dessen Röhren auch Cotta's Geld sich in die Wolken verliert, war ungemein rasch und angenehm. An Eleganz und Nettigkeit übertrifft die innere Einrichtung dieses Schiffes gewiß auch

die kühnste Erwartung. Die Wände und Schränke des Pavillons (erster Platz) sind mit Verzierungen von echter Bronze mit Mahagoniholz bekleidet. Rothe, wohl gepolsterte Sophas umgeben das ganze geräumige Zimmer, und auf den Tischen finden Sie die nöthigen Hülfsbücher zur Rheinreise, Schach- und Damenspiel zur Unterhaltung. Nicht minder elegant ist der Speisesaal, in welchem an einer table d'hôte um 1 Uhr für sehr mäßigen Preis recht gut servirt wird. Sie fahren um 6 Uhr Morgens von Mainz ab und kommen Nachmittags 5 Uhr in Köln an. Mit Extrapost bedürfen Sie mindestens 20 Stunden zu diesem Wege. Trotz der unglaublichen Velocität, mit der das Schiff fliegt, fühlen sie auch nicht die leiseste Bewegung, und Sie sehen, daß die Ufer vor Ihren Blicken fliehen, indeß Ihnen selbst nichts verräth, daß Sie sich von ihnen entfernen. Dies alles gewährt ein Wohlbehagen, das die glücklichste Stimmung erzeugt, und so oft ich auch diese herrliche Gegend, in welcher sich alle Bedingungen zu einem großartigen Genuß vereinigen, auf alle Weise bereist habe, nie habe ich mich in so hohem Maße dadurch angesprochen gefühlt als dieses Mal. Nicht wenig mag nun wol dazu beigetragen haben, daß ich den alten, ehrwürdigen Matthisson auf dem Schiffe fand, in dessen Herzen ich schon, wie er das selbst auf eine für mich in der That rühmende Weise aussprach, durch den Paria ein günstiges Vorurtheil für mich hatte. „Sie sind so jung" sagte er, „und ich so alt; wer weiß, wann wir uns wie-

derselben; ich bitte Sie, gehen Sie mir heute nicht von der Seite.“ — Wir haben uns oft über den Genuß ausgesprochen, der in dem Wohlgefallen, oder besser, in der Neigung zu uns besteht, die wir ohne Einwirkung unserer Persönlichkeit durch unsere geistigen Erzeugnisse in bessern Gemüthern erwecken. Ich gestehe gern ein, daß ich eine wahre Aeolsharfensensibilität für solche Eindrücke habe; ich weiß, es ist bei Ihnen nicht minder der Fall, und so wird es Ihnen vor Allen begreiflich sein, was mich in der Begegnung mit Matthisson so sehr gefreut hat. Auch Sie, Ihr herrliches Talent und Ihre ganze Persönlichkeit haben sein ganzes Herz gewonnen, und er war dafür des meinigen gewiß. Er wird mit dem Dampfschiffe bis Rotterdam gehen und Holland bereisen. Er hofft Erheiterung und Gesundheit von dieser Reise.

Bonn, den 18. Mai 1827.

Wenn mich etwas für Ihren Verlust und den meiner münchener Freunde entschädigen konnte, so war es das Gefühl, daß ich mich ganz so heimisch in dem Kreise meiner hiesigen Bekannten fand, als hätte ich sie nie verlassen. Einer meiner liebsten Freunde hier, Professor Nöggerath, ein trefflicher Geognostiker und Mineralog ist jetzt Rector der Universität. Durch seine Fürsorge fand ich eine der freundlichsten Wohnungen in Bonn. — Die Morgensonne findet mich, da kein Piquet oder ein glän-

zender Thee die besten Stunden des Schlafs nehmen, um Vieles früher auf als in München. Sie lächelt dann von einem viel freundlichern Himmel, als sie es in der Nähe der Berge thut, die — „mit ew'gen Kronen das Eis bedeckt und Wolken stets umschleiern", auf Gärten und Feldern nieder, auf welche ich die freieste Aussicht bis zu dem romantischen Kreuzberge habe, auf dessen Spitze ein einsames Kirchlein so ernst und doch so schön liegt, daß meine poetische Andacht zu diesem Ziele hinstrebt, bis sie ein höheres gefunden zu haben glaubt. Sie merken wol, daß ich auf diese Weise mir meine Inspirationen an meinem Fenster hole. Wenn die rechten einmal gekommen sind, so sollen Sie es gewiß erfahren.

Den 24. Mai.

So lange haben wir uns miteinander unterhalten, und noch ist unser Steckenpferd nicht geritten worden; so viel habe ich Ihnen vorgeschwatzt, und noch das Zauberwort Theater nicht genannt. Nur Geduld, mein thurer Freund! Wie billig ließ ich das Beste und Interessanteste dieses Briefes zuletzt, denn sonst hätten Sie mir das Uninteressante nicht gelesen, und das ist in einem langen Briefe nothwendig wie das Rindfleisch bei einem sehr feinen Diner. Sie wissen wol am Ende nicht, warum diese Schüssel eine so nothwendige ist? Aus dem einfachen Grunde, weil dadurch der Heißhunger des

Gourmands gestillt wird, und ihm nachher nur noch so ein appendix von Appetit bleibt, um die Trüffeln, Ortolanen oder sonstigen Delicatessen nicht ausschließlich essen zu wollen. Ich hätte Ihnen freilich zu Anfange dieses Briefes gestehen können, daß hier die Truppe des Herrn Ringelhardt von Köln viermal wöchentlich in einem neuerbauten Schauspielhause agirt oder spielt; das wäre im Grunde nicht weniger uninteressant als meine breiten Reisebeschreibungen. Ohnfehlbar würden Sie aber dies nothwendige Uebel nicht ausgehalten haben, wenn ich damit begonnen hätte, daß Eßlair hier ist, daß er, vorgestern als Lear aufgetreten, gestern den Dallner abgehaspelt hat und heute Tell, morgen den Wittelsbacher Otto und — sperr oculi — Montag den Belisar zu seinem Benefiz giebt. Ich bitte Sie, lieber Schenk, bleiben Sie ruhig. Nur ein Bischen Geduld; heute ist erst Freitag, und bis Montag sind also noch drei lange Tage. Unterdessen gestehe ich Ihnen aber sub rosa, obgleich ich weiß, daß Dichter nicht zu schweigen lieben, daß sein Lear mich nur stellenweise befriedigt. Steht Anschütz's Belisar über dem Eßlair'schen um so viel höher als seine Darstellung des Lear über Eßlair's Lear, so müßte Ihnen noch bei einer wiener Vorstellung Ihres Trauerspiels ein ganz neuer, eigner Genuß bevorstehen. Sagen Sie mir nicht, ich sei ungerecht; ich habe gestern dem alten Dallner einen aufrichtigen Thränenzoll bezahlt und hätte dasselbe dem wahnsinnigen Könige gethan, wenn er mich zu einem solchen Opfer hingerissen hätte.

In beiden Rollen ist Eßlair von einem überfüllten Hause hervorgerufen worden, obgleich mir nicht scheint, als habe er einen schlagenden Enthusiasmus hervorgebracht. Ich hoffe, das ist unserem Belisar vorbehalten.

Den 2[illegible] Mai in der Nacht.

Nach der Vorstellung des Belisar halte ich mein Versprechen und verkünde Ihnen den glänzendsten Erfolg Ihres Gedichtes. Das Haus war so überfüllt, daß das gepreßte Parterre sich bald Luft zu machen suchte und das Orchester verjagte. Steigendes Interesse folgte der ganzen Darstellung, die, Eßlair abgerechnet, in der That für Den, der das Stück kannte, ein wahres Herzeleid war. Vor allen entsetzlich war Irene. Am erträglichsten spielte Antonina, und Justinian, obgleich ein Kaiser und hier auch der Cäsar der Truppe, hätte viel eher eine antichambre als einen Thron zu seiner täglichen Bestimmung verdient. Ich will mich nicht über die Scenerie lustig machen; es wäre grausam. Denn in der That ist schon das Unglaubliche geschehen, wenn eine so kleine Bühne ein solches Stück in zwei Proben, von denen Eßlair nur eine mitmachte, einstudirt, ohne daß irgend etwas lächerlich oder als directe Störung erschienen wäre. Den frappantesten Stellen und jedem Actschluß folgte lebhaftes Applaudissement, und zum Schlusse wurde Eßlair stürmisch gerufen und Kränze flogen ihm aus allen Logen zu. — Die Urtheile, die ich nach der

Vorstellung von den hiesigen Gelehrten gehört habe, sind im Allgemeinen so anerkennend, als man sie nur von deutschen Gelehrten erwarten darf. Man erfreute sich vorzüglich an der kräftigen Haltung des Charakters des Helden vor dem Senat; man fand Tiefe des Gemüthes ohne erschlaffende Weichlichkeit in dem rührenden Schlußmoment des dritten Actes. Man lobte die Großartigkeit der Erfindung; man fand freilich dagegen, daß Manches an zu lockern Fäden hinge, manche Begegnung und Verknüpfung zu willkürlich sei. So sehr sich Alles gleich mit der Diction befreundete, so fanden Manche doch den dauernden Reim anstößig. Am meisten Gegner findet Antoninens Charakter. Justinian war so zusammengestrichen, daß ich's Keinem verdenke, dem er nicht ganz verständlich schien. — Sie sehen, mein Theuerer, an der Aufrichtigkeit, mit welcher ich den Tadel nicht verschweige, die Unverfälschtheit des Lobes verdienstlicher Männer, das ich mittheilte.

Von hier geht Eßlair morgen früh nach Köln, gibt dort dieselben Rollen wie hier, auch — Belisar; dann kehrt er wieder hierher zurück und wird noch fünfmal in Wallenstein, Nathan, Oberförster, Theseus und Macbeth spielen. — Gute Nacht, mein theuerer Freund. So gern ich noch mit Ihnen plauderte und Ihnen von Arbeiten, Plänen und Lecture spräche — ich kann nicht mehr. Ich schreibe diese Zeilen im Bette und morgen früh muß mein Brief auf die Post. Sie wissen, ich zögere nicht gern, meinen Freunden das Angenehme mitzu-

theilen. — Ich sehne mich recht nach der Fortsetzung Ihrer lieben Berichte. Lassen Sie mich nicht lange darauf harren.

Ich grüße Niemanden, denn ich denke an Alle; wo soll ich Raum und Zeit finden, Alle zu nennen? Grüßen Sie nur frisch darauf los. Ich entbinde Sie aller Verantwortung.

3. Michael Beer an Karl Immermann.

Bonn, den 2. Novbr. 1827.

Welch ein Verhängniß, mein verehrter Herr und Freund — ich denke p. parenth. auf die Länge den Herrn wegzulassen und den Freund zu behalten —, daß auch hier sich die „Verhängnißvolle Gabel" nicht mehr vorfindet! Nur mit dem Unterschied, daß sie in Düsseldorf remittirt und hier vergriffen worden ist. Ich denke indeß, daß sich vielleicht in eines Freundes Hand ein Exemplar vorfindet, das ich Ihnen dann, wenn auch nicht auf immer, doch auf einige Zeit überlassen kann. So kann ich denn diese Zeilen nur mit dem versprochenen Gedichte Schenk's: „Canova's Tod", begleiten und mit einer Abschrift meines Gedichtes: „Das Siebengebirge", das ich unserem lieben Freunde Schadow einzuhändigen bitte; den Canova senden Sie mir gelegentlich zurück. Meine Elegien sind noch zu sehr en negligée, um sich nicht noch den Blicken eines poetischen Heros schamhaft zu entziehen. Sobald ihre Toilette völlig in Ordnung ist, sende ich Ihnen diese meine Töchter, die jetzt noch in zerlumpten Hexame-

tern sich unbeholfen, ohne Eleganz, bewegen und benehmen.

Es wäre wol eigentlich artiger gewesen, diese Zeilen mit dem zu beginnen, womit ich sie zu schließen denke, mit dem aufrichtigen Bekenntniß, daß ich mich seit langer Zeit keiner Bekanntschaft mehr gefreut habe, als der Ihrigen; daß ich in Ihrer Nähe alles das gefunden habe, was auf die Dauer die Elemente eines beständigen freundschaftlichen Verhältnisses bildet: Erhebung, Belehrung, freie Rüge der Schwächen und ein kräftiges Gemüth, das das Feuer fremder Ansichten nicht scheut, sondern wie ein bildsames Erz die Schlacken in solche Flammen abwirft und die reine edlere Gestalt darin gewinnt. „Hofer" wird vor aller Welt die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen. — Ich habe hier in Holtei's Jahrbuch die „Schelmische Gräfin" vorgefunden und sie mit wahrem behaglichen Vergnügen gelesen. Sie ist mir ein neuer Beweis, daß die Beschränkung der Form Ihrem Genius mehr zusagt als die zügellose Freiheit der sogenannten humoristischen Stücke, in denen der Humor Manches für erlaubt hält, was ihm billig verwehrt bleiben sollte. Die Versification der Schelmischen Gräfin ist frei von Zwang und äußerst gefällig. Wenn Sie das kleine Stück noch eines Blickes vor dem Drucke gewürdigt hätten, so wären Sie vielleicht hin und wieder über manches Verslein mit leichter Feile gefahren. Aber bei Ihrer unerhörten Productivität sind Sie schon gleichgültig gegen das eben Vollendete, weil das neue Leben drängt

und hervorquillt, und nun das Kindlein, das einmal in die Welt geschickt worden ist, sich selbst durchhelfen mag, wie es kann, ohne weitern Anspruch auf Ihr Vaterherz machen zu dürfen.

Grüßen Sie mir Schadow und seine wackern Jünger recht herzlich. Bonn kommt mir jetzt ganz armselig vor, und ich sehne mich recht nach den künstlerischen Tagen in Düsseldorf zurück. — Schreiben Sie mir! und thun Sie's nicht, so werde ich mich gewiß rächen. Wenn Sie meinen Zorn allzu sehr reizen, bin ich im Stande, Sie zu einer Löwin in den Käfig zu sperren.

4. Michael Beer an Karl Immermann.

Bonn, den 7. Dec. 1827.

Es ist mir unmöglich, meinen Dank für Ihren lieben Brief, mein theuerer Freund, länger zu verzögern, obgleich ich von Tag zu Tag hoffte, ihn Ihnen selbst zu bringen. Ihre freundlichen Wünsche, nämlich für „Struensee", haben sich in einem, für meine Weise zu arbeiten ganz ungewöhnlichen Maße realisirt. Als ich Sie im October verließ, war ich bis zur Hälfte des zweiten Actes gekommen, jetzt bin ich — mirabile dictu — am Schlusse des vierten, und habe überdies bereits die beiden ersten Scenen des fünften vorgearbeitet. So wäre denn Hoffnung, daß ich das Stück noch vor Ende des Jahres fertig bekäme, wenn ich bis dahin in gleicher Aufregung bleibe. Um dessen gewiß zu sein, denke ich bald zu Ihnen nach Düsseldorf zu kommen, wo ich gern in Ihrer Nähe die Schlußscene des vierten Actes, die bedeutendste des Stückes machen, und neue Kräfte für den fünften schöpfen möchte. Mein Zustand hier, wenn ich gearbeitet habe, ist ein wahrhaft trostloser. Auch

nicht ein erquickliches Wort. Nirgends ein Balsam für die Wunden meiner poetischen Zweifel. Schlegel's Interesse für Struensee, seine treffliche Kritik des Einzelnen und sein entschiedenes Lob des Ganzen könnte mich freilich erheben. Aber mein Herz ist entweder zu eitel, oder ist nicht eitel genug, um damit zufrieden zu sein. Wenn ich auch dem alten Heros bei der Lecture der fertigen Acte das Wasser in die Augen getrieben habe — ich gebe alle diese Thränen gern für einen einzigen Gedanken, für eine Aufwallung, die ich durch mein Gedicht in dem Herzen eines mitstrebenden Kunstgenossen wecken könnte. Das ist der einzige wahre Lohn, den die Poesie als Vergeltung für tausend stille Qualen bieten kann, und darum sitze ich mit einem Liede einem Zuhörer, der mithört und mitdichtet, lieber gegenüber als einem tausendköpfigen Publicum oder einem poetischen Minos wie Tieck oder Schlegel. — Die übrigen der hiesigen Gelehrten sind für poetische Mittheilungen gar nicht gemacht, und ihr Urtheil hat theils aus Mangel an praktischem Blick, theils durch ihre Individualität keinen Werth. Von den Philologen will ich nun in Bezug auf Poesie gar nicht reden. Sie sind entweder, wenn sie die archäologische Seite herauskehren, schlechte Büsten aus der römischen Zeit, in denen eine untergehende Sculptur nichts herausgemeißelt hat als die antike Persönlichkeit ohne den süßen hellenischen Geist; oder sie sind, wenn sie die zweite Hälfte ihres Januskopfes, die kritische, blicken lassen, der wandelnde Commentar eines Autors, in den

sie sich mehr hineingelesen als gefühlt haben, voller Varianten und Conjecturen; eine wunderbare Edition Menschen, die der Herrgott, wie es scheint, nur auf die Welt kommen ließ, um die funfzigste Auflage eines Satyrikers oder eines griechischen Fragments zu sein.

So lange ich poetisch träge war, fühlte ich die Menschen nicht so, aber nun! — Sie fühlen, ich muß zu Ihnen und Schadow kommen, um wieder eine heitere und anregende Stunde zu verleben. Indeß sende ich Ihnen die „Gabel", die ich durch Welcker's Freundlichkeit erhalten habe. Ich werde sie selbst wieder mitzurücknehmen. Ich werde Ihnen außerdem noch Einiges von fremden poetischen Arbeiten, das Ihnen interessant sein dürfte, mitbringen. — Moritz Rapp habe ich gelesen — aber — doch ich bewahre mir dies Capitel zum Thema eines mündlichen Streites auf.

Wie mich Hauff's Tod erschüttert hat, sage ich Ihnen nicht. Ich habe ihn gekannt — geliebt und recht herzlich beweint.

5. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 21. Januar 1828.

Ich habe Ihnen, mein theuerer Freund, nicht von Frankfurt aus geschrieben, weil ich dort so viele Briefe fand, daß meiner Correspondenzpflichten fast allzu viel wurden. Ich vernachlässigte also die nachsichtigsten Freunde, ich meine die lieben Düsseldorfer, und befriedigte zuerst die briefhungerigen Berliner, und meine eigne Neugier, zu hören, wie es hier aussehe. Jetzt freut mich's daß ich dies gethan, denn ich kann meinen Brief an Sie mit den erfreulichsten Nachrichten für Sie würzen und Ihnen auch über mich die besten geben. — Sie werden wol schon aus Zeitungen ersehen haben, daß eine der „geächteten verruchten Fackeln des Bauernaufruhrs", Joseph Hormayr aus Wien, hier ist. Ich habe Ihnen wol auch gesagt, daß ich genau mit ihm bekannt bin, und schon den ersten Morgen nach meiner Ankunft besuchte er mich. Wie hat es mich gefreut, ihn voll der aufrichtigsten Bewunderung für Ihr „Trauerspiel in Tirol" zu finden!

Der Augenzeuge, der Mitwirkende dieses Kampfes gestand, daß die Wahrheit der Gestalten Ihrer Tragödie ihn in das größte Staunen versetzt habe, er sagte — doch lesen Sie es selbst, was er für Sie und Ihr Werk empfindet. Ich konnte mir die Freude nicht versagen, der Bote dieses merkwürdigen Zeugnisses zu sein, und er kam mit der freudigsten Bereitwilligkeit dem Wunsche entgegen, den ich ihm äußerte, Ihnen nämlich selber zu schreiben, was er mir gesagt hatte. Zugleich hat er diesem Briefe das Blatt seines Archivs für Geschichte und Kunst beigefügt, in welchem er eine treffliche Kritik über Ihre Tragödie geschrieben hat. Ich denke Ihnen durch Brief und Kritik eine Freude zu bereiten. — Ferner darf ich Ihnen sagen, daß wegen Ihres „Friedrich des Zweiten" zur Darstellung auf der hiesigen Bühne und zur Widmung an den König Alles aufs zweckmäßigste eingeleitet ist. Es bleibt bei unserer Verabredung. Sie senden es mir so bald als möglich. Schenk wird es selbst dem König überreichen, und der Intendant des Theaters, Baron Poißl, wird es, seiner eignen Versicherung gemäß, so schnell als möglich geben. — Struensee ist schon unter den Händen des Copisten; die Rollen, denke ich, werden Ende dieses Monats vertheilt, und das Stück gelangt wol schon den 8. oder 10. März zur Darstellung. Vorgestern hat Schenk das Stück zum ersten Male gehört. Der Eindruck schien mir derselbe, den es auf Sie und unsern Schadow gemacht hat. Die Besetzung hier hat große Schwierigkeiten; besonders für die weibli-

chen Rollen; doch bin ich mit Schenk darüber einverstanden, daß die Fries, die beste Schauspielerin hier, die Juliane machen muß. Auch er ist meiner Meinung, Eßlair nicht den Ranzau, sondern den Pfarrer zu geben. — Sie können sich keinen Begriff machen von der Freude, die ich empfunden habe, Schenk wieder zu sehen. Er selber war so eifrig, mich zu sehen, daß er am Abend meiner Ankunft noch um eilf Uhr zu mir kam. Er ist ein lieber, edler Mensch! — Er verspricht mir, gleich Ihnen und Schadow, für Struensee einen glücklichen Erfolg. Es thut noth, denn Sie wissen wol schon aus öffentlichen Blättern, daß der Paria in Wien total mißfallen hat, trotz des vortrefflichen Spiels der Darsteller. Ich habe diese Nachricht mit ziemlichem Stoicismus erfahren und ertragen und meinem poetischen Gewissen und meiner Eitelkeit eine Art von Panzer aus Göthe's und Schlegel's Kritiken und den Erfolgen gemacht, die das Stück außerdem auf so vielen deutschen Bühnen gehabt hat. Nehmen Sie sich ein Beispiel an dieser meiner Todesverachtung und tragen Sie Ihr edles Haupt so hoch, als Sie es Ihrem Talent nach und der Wirkung, den Ihr Hofer auf das Gemüth der Leser macht, tragen dürfen.

Das Theater hier ist noch in demselben Zustande, wie ich es verlassen. Lassen Sie mich nun bald hören, wie es Ihnen geht, ob Friedrich völlig fertig ist, ob Sie schon wieder Neues auf dem immer glühenden Amboß schmieden? Sie theilen wol unserem Freunde Scha-

dow diese Zeilen mit. Wir sind seiner wirklich rührenden Freundschaft für uns schuldig, ihm Alles mitzutheilen, was uns Interessantes in künstlerischer Rücksicht begegnet, und dieser Brief enthält ja dessen so Manches. Sie antworten Hormayr wol sobald als möglich. Schließen Sie nur den Brief dem meinigen bei. — Sie empfangen seinen Brief offen, wie er ihn mir gesandt hat.

6. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 4. März 1828.

Mein theuerer Freund! Sie müssen es einem Autor, der den 27. März die Darstellung seines Trauerspiels erwartet, zu gut halten, wenn er etwas verzögert hat, einen lieben Freundesbrief zu beantworten. Sie glauben nicht, wie viel Mühe mir der unselige Struensee verursacht. Nachdem ich mit unsäglicher Mühe eine ordentliche Abschrift für das hiesige Theater erhalten, ließ ich das Stück für die andern Bühnen lithographiren. Da dies aber äußerst schnell geschah, weil ich Rauch aus Berlin, der zehn Tage hier war, ein Exemplar für Göthe mitgeben wollte, so wurde die Abschrift nur sehr flüchtig durchgesehen, und die Abdrücke wimmeln von Fehlern aller Art. Nun galt es erst ein ernstliches Corrigiren, und dazu die Schauspieler, die sich Raths erholen, und Karoline Mathilde, die eine Anfängerin ist, und der ich ihre Rolle einstudiren muß, und der Decorateur und Costumier, und die Leseproben und das Repertoir, das wie ein Chamäleon wechselt, obgleich es eigentlich nicht werth

ist, daß es die Sonne bescheint, und dazu der Carneval und seine Bälle, und nun die Fasten mit ihren Diners — — —

Die Darstellung des Struensee findet unfehlbar, wenn nicht Krankheit hindert, den 27. dieses statt. Eßlair, der sich unglaublich für das Stück interessirt, spielt den Pfarrer Struensee. Von der ersten Leseprobe lassen Sie mich schweigen; die Rollen waren fehlerhaft geschrieben, und so war es eher ein Buchstabiren als ein Lesen zu nennen. Montag ist mirabile dictu die zweite Leseprobe. So tief steht in Deutschland die Tragödie, daß es zu den unerhörten Fällen gehört, zwei Leseproben von einem fünfactigen Trauerspiele zu halten. Aber ich habe einen eisernen Kopf und so habe ich mir trotz vielen Murrens diese Gunst durchgetrotzt. In acht Tagen werde ich dem Könige, der mir ungemein freundlich entgegengetreten ist, das Stück überreichen. — Senden Sie mir bald Ihren Friedrich. Ich habe ihn schon gebührend annoncirt, und Alles freut sich darauf. Wenn Sie ihn bald sendeten, könnte er vielleicht noch im Mai gegeben werden. Dann reist Eßlair nach Berlin und könnte ihn dort als Gast geben!

Tausend, tausend Grüße unserm Schadow. Ist meine Mignon noch nicht begonnen? Es wäre wol recht schön, wenn er mir ein Skizzchen (etwa wie die Charitas) per Reitpost hieher sendete. Ich würde sie dem Könige zeigen, den es gewiß ungemein erfreuen würde. — Rauch, der zehn Tage hier war, hat sich mir sehr genä-

hert und war von einer so zuvorkommenden Freundlichkeit, daß ich innig bedauert habe, ihn nicht in Berlin so gekannt zu haben. Er ist, wie sich's gebührte, fetirt und geehrt worden, und wir haben in dem kurzen Zeitraume seiner Anwesenheit siebenmal auf verschiedenen Diners zusammen gegessen. — Aus diesem Briefe, der ein Mosaik von schlechter Schrift und — gar keinen Gedanken bildet, können Sie sehen, daß ich in der Freundschaft keine Umstände mache. Entziffern Sie meine Hieroglyphen so gut Sie können. — Apropos! Soll ich dem Prinzen ein Manuscript des Struensee nach Düsseldorf senden? Ich möchte wol gern artig, aber nicht zudringlich sein! Ich bitte mir darüber Ihren und Schadow's Rath.

7. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 4. Juni 1828.

Sie werden wol schon, mein theuerer Freund, in dem Zeitraum, in welchem unsere Correspondenz besteht, oft Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, welche Freude mir Ihre Briefe gewähren, und mit wie strenger Pünktlichkeit ich die meisten der schönen Boten Ihres Vertrauens und Ihrer Neigung beantwortet habe. Glauben Sie demnach nicht, daß in der letzten Zeit irgend etwas Anderes die lange Verzögerung meiner Antwort auf die Sendung des Friedrich verursacht hat, als das Gefühl und der Wunsch, Ihnen etwas Genügendes darüber sagen zu können. Indeß soll ich auch heute nicht so glücklich sein, dies zu können. Noch immer liegt das Stück beim Intendanten, der es trotz unzähliger Ermahnungen noch immer nicht gelesen hat. Indeß haben es zwei nicht minder wichtige Personen zur Entscheidung, ob es

sich für die hiesige Bühne zur Darstellung eigne, Schenk und Eßlair, gelesen, und ich darf nicht länger anstehen, Ihnen unterdessen beider Ansichten und Urtheile mitzutheilen, damit Sie mich nicht etwa des Kaltsinnes bezüchtigen. Auch das meinige, da ich weiß, daß Sie es wünschen, soll nicht fehlen.

Schenk und Eßlair stimmen beide darüber ein, daß dem Stücke nichts zur Darstellung im Wege stehe, wenn es 1) um ein Drittheil gekürzt wird, wenn 2) alle den Katholicismus in Friedrich's Reden zu scharf angreifenden Stellen gestrichen werden und 3) der Cardinal blos als päpstlicher Legat ohne nähere Bestimmung der geistlichen Würde auftrete. — — Die Bemerkung des No. 2., die mir Schenk zuerst machte, hielt ich zuerst für etwas übertrieben und zu ängstlich gewissenhaft; aber Eßlair versicherte mir, daß bei dem hiesigen Publicum, das Alles eher verträgt als Angriffe auf religiöse Grundsätze und Dogmen des Katholicismus, sich gewiß das lauteste Murren erheben würde, wenn Friedrich zum Beispiel über die Messe spricht und sich etwa ausdrückt: es höre sie, wer Lust hat. Auf alle Stellen der Art, und sie sind gewiß nicht die wenigst poetischen, müssen Sie in der Darstellung Verzicht thun. Ueber die poetischen Schönheiten, die Gefühls- und Gedankentiefe Ihrer Tragödie denken sowol Schenk als Eßlair mit mir völlig übereinstimmend; nur haben beide bemerkt, was ich Ihnen schon in Düsseldorf zu äußern wagte, daß der Bau des Stückes nicht theatralisch (ich würde lieber sagen

nicht dramatisch) genug sei, indem das Gewebe der Scenen nicht genugsam aneinander greift und manche müßige Scenen die Handlung schleppender machen, als nöthig ist. Diesen Fehler — Sie haben mir erlaubt, frei und offen zu reden — völlig auszumärzen, ist Ihnen auch noch nicht in der neuen Bearbeitung gelungen, obgleich mir scheint, daß es auf die leichteste Weise von der Welt zu machen sei. Freilich kann das nur ein Dritter, da der Dichter selbst jede Nuance für nothwendig hält; indeß, hoffe ich, soll es mir gelingen, Sie durch mündliche Ueberredung zu diesen Aenderungen zu bewegen. — Ja, mein werther Freund, ich schreibe es mit der größten Freude — ich darf hoffen, Sie diesen Sommer zu sehen, da ich meine Mutter in das Bad von Spaa begleiten werde. Wenn Sie mir indessen einen Freundschaftsdienst leisten wollen, so würde ich Sie bitten, außer unserm Schadow Niemand zu sagen, daß ich in die dortige Gegend kommen werde. Ich habe Gründe, das zu wünschen —. Sie glauben kaum, mit welcher Freude ich daran denke, Sie wiederzusehen, und auszutauschen, was indeß unser Herz bewegt hat. Sie Glücklicher, werden mir Neues, Vollendetes zeigen können — ich werde von nichts als Planen zu reden haben. Indeß fangen diese an, allmälig zu reifen, und ich fühle täglich mehr den Paroxysmus des tragischen Fiebers nahen, das mich nun wol ein Jahr lang nicht verlassen wird; denn ich kann nun einmal nicht in geringerer Zeit den Stoff durchdenken, ihn reifen lassen und gestalten. —

Das Resultat dieser Zeilen ist, daß ich nicht zweifle, daß der Intendant das Stück unter den gemachten Bedingungen für die Darstellung geeignet finden wird, und wenn Sie sich dann zu diesen Bedingungen verstehen, so überlegen und arbeiten wir mit einander, wie sie zu erfüllen sind. — Ich selbst wäre vielleicht nicht mehr hier, wenn ich nicht für meine neue Tragödie (einen deutschen Stoff des 13. Jahrhunderts) die trefflichste Nahrung auf der hiesigen Bibliothek fände. Ihre Antwort, wenn Sie mir nämlich durch eine solche beweisen wollen, daß Sie mir wegen Verzögerung meines Briefes nicht zürnen, wird mich noch hier treffen. — Ich kann nicht umhin, Ihnen noch zu sagen, daß Eßlair so von der herrlichen Gestalt Ihres Erzbischofs von Palermo entzückt ist, daß er mir erklärt hat, er würde diese Rolle bei weitem lieber, als den Friedrich spielen. Er sieht indeß selber ein, daß der Kaiser von keinem Andern, als ihm selbst gespielt werden könne. — Struensee ist in der letzten Zeit mit vielem Glück wieder gegeben worden; indeß schimpfen die meisten Recensenten oder schweigen, wenn sie können, darüber. Ich muß mir diesen Scherz gefallen lassen, er trifft mich zwar, doch beißt er mich nicht tief. — Belisar's Erfolg in Berlin hat mir die größte Freude gewährt. Man hatte Vieles gethan, das Stück zu verschreien, das weiß ich, und die Besetzung war in der That nicht Vertrauen einflößend. Trotz dem einen solchen Erfolg zu erringen, ist nicht viel weniger gesagt, als Troja mit Fallstaff's Soldaten zu erobern. —

Haben Sie Platen's neueste Gedichte gelesen? Ich bin begierig, Ihr Urtheil zu erfahren. — Es werden zum Herbst in Cotta's Verlag der Paria und Struensee erscheinen.

Tausend Grüße an unsern Freund Schadow.

8. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 13. Juni 1828.

Das Beste in Ihrem Briefe, mein lieber Freund, die Hoffnung, welche Sie mir auf Ihren baldigen Besuch machen, hat mich mit herzlicher Freude erfüllt, und ich sehe der Erfüllung mit großer Sehnsucht entgegen. Diesmal wird unser Zusammentreffen in hübscher grüner Landschaft von Statten gehen, und der Umstand ist als Zugabe auch nicht zu verachten. Im Winter war ich hypochondrisch über meine abgeschiedene Lage in der Prosa einer kleinen Rheinstadt; im Sommer werden Sie mich darüber wie über vieles Andere lachen hören. Kommen Sie also, kommen Sie bald, und kommen Sie nicht auf zu kurze Zeit, mit diesen drei Kommatibus beschwöre ich Sie. Und damit ich noch ein viertes hinzusetze, kommen Sie nicht unangekündigt, wenn Sie mich Ihre Ankunft einige Zeit vorher wissen lassen, so kann ich mich besser auf Sie einrichten, und mich Ihrer in ruhigerer Muße erfreuen. — Lebhaft steht mir der letzte Abend hier,

wo wir unter gegenseitigen Wünschen schieden, vor der Seele; in Hinsicht Ihrer sind sie eingetroffen, Ihr Dortsein hat Ihnen Früchte getragen, und ich hoffe recht viel Frohes und Schönes noch von Ihnen mündlich zu vernehmen. An dem fortwährenden Succeß Ihres Struensee nehme ich den aufrichtigsten Antheil, und werde Ihnen denselben auf meine Weise auch bethätigen. Es freut mich, daß er sobald gedruckt wird, und (wie ich aus Ihrem Briefe schließe) mit dem Paria zusammen; die Leute, welche überhaupt noch an der Dichtkunst und Literatur Antheil nehmen, erhalten dadurch den Beweis in die Hand, auf welchem fortstrebenden Wege Sie sich befinden. Ich freue mich recht auf meine kritische Arbeit über Ihren Struensee, und dessen Vergleichung mit Ihren frühern Arbeiten (die Sie aber auch gewiß so gütig sind, mir herbeizuschaffen); ich muß doch wol so eine Art von Recensentenzahn haben, mitunter habe ich eine wahre Wuth, zu beurtheilen.

Daß Sie so rüstig an einem neuen Stoffe sinnen, freut mich sehr, auch, daß Sie sich wieder in die Geschichte, und zwar in die deutsche getaucht haben. Nur wünsche ich Ihnen dazu den Muth des Herkules, da unser liebes Vaterland, wie in Allem, so auch in seiner Historie confus ist, und es schwerer als bei jeder andern Geschichte, in der seinigen wird, die nationalen Beziehungen, und die eigentlichen tragischen Höhen aufzufinden. Es wäre recht hübsch von Ihnen gewesen, wenn Sie mir den Stoff genannt hätten; ich interessire mich

nicht bloß für Ihre Kinder, sondern auch für Ihre Embryonen.

Was nun mich und meine Angelegenheit betrifft, so wußte ich aus Ihrem langen Schweigen mir schon, ehe ich Ihren Brief empfing, den Vers zu machen, und konnte mir denken, daß die Sachen nicht sonderlich ständen. Ein Intendant, der das Stück nicht liest, und das Urtheil, welches dort gefällt wird, daß die Tragödie nicht theatralisch genug gearbeitet sei, geben mir eben keine Hoffnung. Ich will nun von meiner Seite thun, was ich kann, und erkläre in diplomatischer Form auf die mir vorgelegten drei Puncte, indem ich mit No. 3. als dem leichtesten beginne. 1) Octavian mag den Cardinalstitel ablegen. 2) Wenn das münchner Publicum nicht einsieht, daß in einer Tragödie, welche recht eigentlich den Sieg des reinen großen Katholicismus über den Freigeist, auch den gewaltigsten darstellt, doch zuvörderst der Freigeist sich kraftvoll und kühn aussprechen müsse, so will ich ihm keinen Anstoß geben, und alle Stellen streichen, die wohlverstanden gegen das Dogma gehen und zwar direct; denn das Religionsgespräch mit Enzius und die Angriffe gegen die weltliche Hierarchie müssen bleiben, wenn die Dichtung nicht in ihrem Grunde geschwächt und zerstört werden soll. 3) Das Härteste wird die Kürzung und das Streichen der als müßig angefochtenen Scenen. Ich will zugeben, daß nicht Alles in dem Stücke als sinnlich nothwendig erscheint, und daß die tragische Handlung desselben sich

nicht überall durch die Formel A + B = C darstellen läßt; ich will sagen, daß nicht jede folgende Handlung sich als äußerlich greifbares Product einer frühern ausspricht, ferner, daß manche Scenen und Nebenfiguren den Charakter zu genauer Ausmahlung an sich zu tragen scheinen. Allein beide Fehler möchten sich doch in einem andern Lichte darstellen, wenn man die natürlichen Gesetze tragischer Composition und die Art und Weise, wie die Meister des Fachs verfuhren, nicht aber die ärmlichen Mittel unserer jetzigen Bühne, höhere geistige Intentionen durch Kraft und Tiefe der Darstellung zur Anschauung zu bringen, ins Auge faßt. Die Handlung und die Einheit derselben ist die Hauptsache in der Tragödie. Sehr wohl. Aber Beides nicht in sinnlicher, sondern in geistiger Bedeutung. Jedes Kunstwerk beseelt ein Gefühl, eine Idee, und daß dieses, dunkel anfangs geahnet, bis zum Ende immer klarer und heller hervorbricht und sich in den äußern Dingen ausspricht, das ist, was dem empfänglichen Zuschauer (und nur für diesen dichtet der Dichter) Handlung sein und als solche gelten soll. Wir müssen also geistige Mittelglieder annehmen. Wir müssen aber auch ferner wissen, daß eine große Handlung nur dadurch groß wird, daß ein großer Charakter handle, und der große Charakter ist nicht mit wenigen Strichen abgethan, er verlangt, um hervorzutreten, Nebenfiguren und Nebenscenen. — Betrachten wir nur einige tragische Dichtungen. Was thut im Wallenstein (da die Episode von Max und Thekla zum

Ueberdruß oft angeführt ist) das Gastmahl bei Terzky und die ganze Intrigue mit der Unterschrift zum Fortschritte der äußern Handlung? Was das Verhältniß Hamlet's zu Ophelien (Laertes aufzuregen, reichte doch wohl der Mord des Vaters hin) zur Handlung? Was bewirkt in der Haupthandlung des Lear die Fabel von Gloster und seinen Söhnen? Was thun Margaretha und Oranien im Egmont zur Katastrophe? Mich dünkt, die gründliche Erwägung der Sache muß uns lehren, daß Gründlichkeit der Charakteristik und Reichthum der Composition sich nur auf diesem Wege erreichen lassen; während die entgegengesetzte Richtung gar zu leicht in eine nur mit Aeußerlichkeiten wirkende, durch Spannungen und Ueberraschungen sich überbietende Manier führen kann. Diese Richtung aber, welche zuletzt allen Sinn für die höhern geistigen Schönheiten der Poesie zerstört, sollen wir, die wir noch einen größern Begriff von der Kunst in uns tragen, bekämpfen; wir sollen wenigstens versuchen, die darstellenden Künstler und das Volk, welches leider nur noch nach äußerlich greifbaren Effecten, als dem Essentiellen, verlangt, wieder zurückzuführen auf den wahren Boden der Poesie, welcher im Geiste liegt. Sie werfen mir in dem Briefe an Schadow Unkenntniß des Theaters vor und glauben, daß aus dieser alles Unheil in meinen Dichtungen entspringe. Ich glaube nicht, daß Sie so ganz Recht haben. Einmal ist mir das Theater doch nicht so unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meisten bedeutendern Bühnen Norddeutschlands auf meinen

Wanderungen gesehen und einige Zeit lang die ununterbrochene Anschauung einer Anstalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimarischen Bühne, gehabt. Da ist es mir eben klar geworden, was ein Theater sein kann und sein soll, und aus dieser Reminiscenz entspringt mein Widerstreben gegen die jetzige Art und Weise. Daher kommt es, daß ich sehr Vieles für vollkommen dramatisch und theatralisch halten muß, was unsre jetzigen Schauspieler als nicht darstellbar verwerfen, weil ich nämlich gesehen habe, daß die Darstellung möglich ist, sobald nur die Darsteller vorhanden sind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer solchen Gesellschaft, wie die ältere weimarische war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausspruche über die Darstellbarkeit oder Nichtdarstellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauspielern, diesen Menschen ohne Fleiß, Tact und Schule, da sollte der Dichter lernen können, er, den in seiner Stille ein Gott erleuchtet, und die Wege führt, die er zu wandeln hat? In welchen Widerspruch gerathen Sie, mein Freund, und Alle, die mir den gleichen Rath ertheilen? Wie ist es möglich, daß uns eine nach dem Urtheile aller Stimmfähigen ganz depravirte Anstalt über das Wesentliche in der Kunst aufklären möchte? Nein, es ist wahrhaftig nicht die Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, sondern die Bühne soll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich spreche es aus der tiefsten Ueberzeugung, spielte Shakspeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte; sehen wir doch

nur, wie man ihn mißversteht und mit seinen tiefsten Intentionen umgeht. In Berlin streichen sie z. B. im Richard die Margaretha, die doch dem düstern Gemälde als Chor der Vergangenheit erst seinen ganzen erhabenen Charakter gibt. Dafür aber hat man die sinnreiche Maschinerie inventirt, die Geister dem Richmond bläulich weiß, dem Richard feuerroth erscheinen zu lassen. Und von solchen Possen, worin die heutige Bühnenkunst besteht, sollte ein Dichter lernen können?

Die Handlung im Friedrich besteht darin, daß der Kaiser durch seine Opposition gegen die Kirche, und durch die tiefere ihr zum Grunde liegende Idee, gegen die positiven Fundamente, auf denen die Welt beruht, die Welt verliert; die Einheit derselben ist in dem Verhältnisse zu suchen, worin, wie ich glaube, alle Scenen zur Darstellung der aus jener Opposition entspringenden Conflicte stehen, und ich meine, daß sie fortschreite, weil von Act zu Act das Verderben dem Kaiser näher zieht, von der Welt in sein eignes Haus, und sich in der Zerstörung aller Familienbande vollendet.

Nach dieser polemisch-didaktischen Diatribe werden Sie, mein werther Freund, in mir ein recht obstinates Haupt erwarten, ich kann Sie dagegen versichern, daß Sie das facilste Subject in mir finden werden. Es galt die Vertheidigung meiner Grundsätze; ob ich durch die Ausführung dieselben bethätigt habe, ist eine andere Frage. Zuvörderst nehme ich selbst noch einige Aenderungen vor; die hauptsächlichste ist, daß mit Beiseitesetzung aller andern

Motive, Roxolane als das Einzige gebraucht werden soll, den Kaiser in der Meinung der Welt und seiner Anhänger zu stürzen. Die Sendung des Ambrosius nach Rom fällt weg; der Cardinal, entschieden, die Minen anzulegen, die den Kaiser stürzen sollen, ordnet gleich die Versammlung der Mißvergnügten in der Abtei an; die Lage und Stimmung, worein ihn der Befehl des Papstes gesetzt hat, wird in ein einziges kurzes Selbstgespräch zusammengezogen, die Scenen mit den Mißvergnügten mehr zusammengedrängt. Das Motiv von Enzius Gefangennehmung bleibt, fällt aber auch in eine einzige Scene zwischen dem Cardinal und Gherardo von Canale, der noch episodischer gehalten werden soll.

Sie sehen, lieber Freund, daß ich Alles thun will, was man vernünftigerweise von mir verlangen kann. Hilft auch das nichts, nun so muß ich mich mit dem Ausspruche des alten Aristoteles trösten, daß die Kraft der Tragödie bestehen bleibe auch ohne das Mittel der äußern Darstellung. Unser Schadow, der Sie herzlich grüßt, sieht Ihrer Ankunft mit nicht minderem Verlangen entgegen als ich. Mignon wird künftige Woche fertig, bis auf den Kopf ist Alles vollendet. Zu dem Besitze dieses Bildes darf ich Ihnen wahrhaft Glück wünschen, Sie werden, glaube ich, erstaunen. Da Sie die frühere Arbeit schon so angesprochen hat, so darf ich Ihnen eine Ueberraschung seltener Art versprechen.

9. Michael Beer an Karl Immermann.

Köln, den 22. Juli 1828.

Ich bin, wie Sie sehen, in Ihrer Nähe, mein theurer Freund; aber da meine Mutter über die Gebühr ihre Abreise von Tag zu Tag verzögerte, so will sie mir jetzt auch nicht einmal so viel Zeit gönnen, um Sie vor ihrer Brunnencur in Spaa in dem traulichen Düsseldorf zu besuchen. Mir bleibt also nun nichts übrig, als zuvörderst nach Spaa zu gehen und nach einem kurzen Aufenthalte dort den schönen lang gehegten Wunsch zu erfüllen, Sie, mein theurer Freund, auf mehrere Tage zu sehen. Ich zeige Ihnen dies vorher an, um Sie zu bitten, mir anzuzeigen, um welche Zeit ich Ihnen am gelegensten käme, ob in der ersten oder letzten Hälfte meines Spaa-Aufenthaltes. Ich denke bis Ende Augusts dort zu bleiben.

Ihren herrlichen Brief, den ich in Berlin empfing, dachte ich Ihnen wenige Tage nach dem Empfange desselben selbst zu beantworten; indeß sind nun Wochen daraus

geworden. Dennoch spare ich meine Erwiederungen für unser Gespräch, ich hoffe wahre Seelenerquickung davon, wie mir denn auch Ihr Brief eine solche war.

Ich schreibe diese Zeile auf dem Dampfschiffe mit einem Glasstifte auf schwarzem Papier. Die Ungleichheit der Schrift bitte ich auf Rechnung der neuen Erfindung und auf die der Dämpfe zu setzen.

Tausend Grüße an Schadow. Ich erwarte mit Ungeduld ein paar Zeilen von ihm.

10. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 27. Juli 1828.

Herzlich erfreut, mein lieber Freund, von Ihrer Zusage, und in froher Erwartung guter Tage, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm mir die Aussicht ist, Sie einige Tage einmal wieder zu haben; da Sie mir die Wahl der Zeit überlassen, so meine ich, es wird für uns Alle die Mitte des August die paßlichste und beste sein.

Ich bin jetzt an einem Cyklus kleinerer Gedichte in freien Versmaßen, die manche wunderliche Grille der Zeit und meines Hirns in poetischer Uebertreibung behandeln. Ich denke, es soll so eine Art Ganzes werden.

Platen's Gedichte habe ich durchgelesen. Dieser Dichter hat das Eigenthümliche, daß er, ohne eigentlichen Inhalt, die Sehnsucht nach der Schönheit poetisch zu behandeln weiß. In den bedeutendern Sachen klingt fast nur der Wunsch nach Idealität des Daseins, und das Bewußtsein, dieser Idealität würdig zu sein, hervor. Ich halte sehr viel von Platen, nur muß er sich

nach meiner Ansicht vor einem zu großen Gefallen an besonders künstlichen Formen in Acht nehmen. Unter den Ghaselen sind offenbar viele, wo der Vers und das Reimgesetz dem Dichter die Hauptsache war.

Haben Sie Lenzens Schriften, herausgegeben von Tieck und begleitet von einer langen Vorrede, gelesen? Die letztere ist in mehrerem Betreff merkwürdig, ich mache Sie drauf aufmerksam. Sie behandelt Göthe, seine Zeit und seinen Einfluß auf die Literatur. Der ganze Tieck steckt in dieser Vorrede. Ich habe sie mit dem größten Interesse gelesen.

11. Michael Beer an Karl Immermann.

Spaa, den 30. Juli 1828.

Mein theuerer Freund! Soeben empfange ich Ihren lieben Brief vom 27. d. und Schadow's Einlage, und ich eile, ihn zu beantworten, und richte die Antwort blos an Sie, weil ich ungewiß bin, ob unsern lieben Freund der Trauerfall nicht schon veranlaßt hat, Düsseldorf zu verlassen. — Auch ich finde den Zeitpunct unsers Wiedersehens, den Sie mir bestimmen, den zweckmäßigsten; mir spaltet sich meine Seele zwischen dem Wunsch, meine holde Mignon noch zu sehen und sie doch zum Geburtstag ihres Vaters in Weimar zu wissen. Indessen denke ich nach reiflicher Ueberlegung, es bleibt wol das Beste, wenn ich zwischen d. 10. und 14. August in Düsseldorf eintreffe. Wollen wir alsdann mit der fahrenden Post, wenn die Unkosten nicht zu ungeheuer wären, das Bild absenden, so trifft es noch vollkommen zur rechten Zeit ein; soll es per Fuhre, so wäre es wol schon in diesem Augenblick zu spät, um es in Weimar den 28. August eintreffen zu lassen. Es ungesehen abzusenden, das läßt

nun überdies mein eignes Herz nicht zu, und so denke ich, wir entscheiden uns über die Art und Weise der Absendung erst in Düsseldorf.

Ich freue mich unbeschreiblich auf unser Wiedersehen und hoffe dann auch unsern Freund getröstet zu finden. Eben so gewiß als ein Herz wie das seinige jeden Kummer auf das tiefste fühlen muß, eben so sicher weiß es auch ihn zu überwinden. In dem Ausspruch dieser Ueberzeugung liegt auch, scheint mir, der schönste Trost, den wir unserem Freunde geben können. In einem Herzen wie dieses wird der Verlust eines jeden theuern Besitzes zum Gewinn eines erhabenen Gefühls, und ich habe mir immer gedacht, daß der Ersatz für so manches schmerzliche Opfer, das der Himmel oft aus unerforschlichen Gründen von uns fordert, lediglich darin liegt. Und gewiß ist es, daß nur die edelsten Seelen auf diesen Ersatz hoffen dürfen.

Wir werden uns mündlich viel zu sagen haben. Ueber uns selbst, über Andere, über die Weltbegebenheiten, über die kleinen freudigen und schmerzlichen Begebenheiten des Privatlebens. Es gehört sehr viel dazu, um das alles genuß- und lehrreich besprechen zu können. Es können's wol auf der Welt nur Freunde oder Liebende. Weder mit Verwandten noch Bekannten kann das Gespräch zu einer Saat werden, die Einer dem Andern harmlos, ohne Ansprüche ins Herz streut, und die nicht selten in den stillen Furchen der Brust aufgeht und Früchte trägt, die man ohne dies nicht geerntet hätte. —

So glückliche Stunden sind mir nun, seit ich München verlassen, nicht zu Theil geworden, und ich sehne mich recht, dies schönste Bedürfniß meines Lebens in Düsseldorf wieder nach Herzenslust zu befriedigen. Ich werde Ihnen viel von fast völlig ausgearbeiteten Planen zu erzählen haben. Fertiges bringe ich gar nicht, denn ich war in der Zeit, daß wir uns nicht gesehen, vielmehr innerlich productiv als äußerlich.

Ich freue mich wie ein Kind auf Alles, was ich von Ihnen hören soll. Mein Herz lechzt nach junger frischer Poesie wie eine Wüste nach dem Regen. Wie kärglich keimen aber die poetischen Halme auf unserem deutschen Boden. Seit Platen's Gedichten kein Wort der Erquickung irgendwo zu finden. Sie sind ein wenig hart gegen Platen. Wenn Sie auch in Bezug auf die Ghaselen hin und wieder Recht haben, so scheint mir doch aus seinen Liedern mehr hervorzuklingen, als der kalte Wunsch nach Idealität des Daseins. Mich däucht, er kämpft mit etwas ganz Anderem als mit diesem Wunsch. Er kämpft mit einem Drachen, den ich nicht kenne und kennen mag; aber wenn ihm das Ungethüm die Klauen ins Herz schlägt, und dies mit melodischem Schrei die Wunde öffnet, der ganze Mensch sich wider seinen Feind erhebt und sich bald siegreich bäumt, bald winselnd unterliegt, so ist das ein Kampf, dem ich nicht ohne Erschütterung und Rührung folge. Wenn aber — doch ich bin auf dem besten Wege, Ihnen mein Urtheil über Platen vorweg in schlechter poetischer Prosa zu geben

wir wollen lieber über ihn sprechen als über ihn schreiben; Sie belehren mich so besser. Denn von uns beiden sind Sie sicher der schärfere und tieferblickende Kritiker.

Auf Wiedersehen mein theuerer Freund! Lassen Sie mich indeß nicht ganz ohne Nachricht und schreiben Sie mir, ob Schadow, den ich herzlich grüße und von Mutter sagen soll, daß sie mit ganzer Seele seinen Verlust mitfühle, nach Godesberg oder Aachen gegangen ist.

12. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 15. December 1828.

Wenn von zwei Menschen der Eine nach Paris geht, der Andere in Düsseldorf bleibt, so wäre es wol hübsch in der Ordnung, wenn der Pariser zuerst schriebe, da er mehr zu schreiben hat als der Düsseldorfer. Indessen sehen Sie, lieber Freund, daß ich es so genau nicht nehme — ich schreibe zuerst, auf die Gefahr, daß mein Brief nicht in Ihre Hände gelangt, denn ich weiß nicht, ob ich Ihre Adresse richtig bekommen habe. Ich wünschte, daß Sie das letzte Kind meiner tragischen Muse (ich nenne es in einem doppelten Sinne das letzte) aus meiner Hand empfangen möchten; Sie erhalten es daher beifolgend. Das Zueignungsgedicht ist nur vor den Autorexemplaren abgedruckt; Sie bekommen also mit dem Buche noch eine literarische Curiosität, und wenn, woran sich nicht zweifeln läßt, schon die ordinären Exemplare

des Kaiser Friedrich künftig einmal mit Gold aufgewogen werden werden (dieses futurum exactum wird viel zu wenig von deutschen Schriftstellern angewendet), so wird Ihr Friedrich ein wahrer Schatz für Ihre darbenden Erben sein, die Engländer werden danach suchen wie nach einem farthing von Queen tune.

Ihnen ist es hoffentlich recht wohl und glücklich an der Seine gegangen. Sie sind fleißig am „Albrecht" gewesen, haben zwischendurch Ihr Lustspiel fertig gemacht und befinden sich überhaupt in einer Fülle von Leben und Bewegung. So wünsche ich es, so denke ich es mir wenigstens. Lassen Sie nur recht bald von den Früchten uns schmecken! Ich habe immer geglaubt, vom Buchhändler bald den Struensee, Paria und Elegien zu empfangen; bis jetzt ist aber nichts davon sichtbar geworden.

Die Idee, die Sie mir in den letzten Stunden unseres Zusammenseins mittheilten, vom Räuber, der die Novellen stiehlt und sie dem Schriftsteller gibt, habe ich immer glücklicher gefunden, je länger ich darüber nachgedacht habe. Legen Sie ja Hand daran, es kann ein sehr glückliches originelles Werk geben. Was meine Mitwirkung betrifft — so ist guter Rath, wie überall, hinten nachgekommen, und wir werden über diesen Punkt jetzt wol, wie ich glaube, übereinstimmend denken. Ich würde Sie mit dem, was ich brächte, nur geniren und hemmen, die Einheit, die denn doch in jedem Werke herrschen muß, würde kaum zu erreichen sein. Deshalb ist es besser, daß Ihnen ganz bleibt, was Ihnen doch nur allein an-

gehört. Aber sehr wünsche ich, daß Sie die Ausführung nicht zu lange aufschieben mögen. So gut es ist, wenn man eine Arbeit nicht übereilt, so übel ist es, wenn man damit zu lange zögert. Ich mache die Erfahrung an mir. Ich trage seit Jahren einen Plan in mir, der mir sehr werth ist — ich habe günstige Zeiten vorübergehen lassen, ohne zu schreiben, und nun ist so mancher Ton verklungen, so manche Farbe erloschen, die in der Seele war, und die sich kaum wird wieder auffrischen lassen.

Haben Sie Göthe's und Schiller's Briefwechsel vom Jahre 1794—1805 angekündigt gesehen? — Ich freue mich auf dieses Werk unbeschreiblich, man wird einmal wieder einen frischen Blick thun in eine Zeit, wo ein deutscher Fürst, nicht von kleinlicher Eitelkeit, sondern von der Liebe zur Sache erleuchtet, deutsche Geister pflegte; in eine Zeit, wo herzliche Freundschaft, und der Hunger nach gegenseitiger Aufklärung die ersten Männer der Nation verband; in eine Zeit, wo die Nation das Werk eines Denkers und Dichters noch höher stellte als den armseligen Triller einer rothwangigen Sängerin; in eine Zeit endlich, die ganz anders war als unsre Zeit. Die beiden Leute wohnten 2 Meilen von einander und schrieben sich regelmäßig wöchentlich zweimal, und es war weiter nichts, als daß der Eine vom Andern gern wissen wollte, worin dieser den Unterschied des Epischen und Dramatischen finde! und andere solche Bagatellen mehr.

Daß die Poesie nicht gestorben ist, habe ich vor einigen Wochen wieder durch W. v. Normann's Gedicht:

„Mosaik", erfahren. Es ist epischer Natur, die Fabel ist dürftig und skizzirt gehalten; sie ist aber auch nicht die Hauptsache, vielmehr ist dies der lyrische Bestandtheil, der in den vielen Betrachtungen des Dichters vorkommt und ein originelles frisches Leben athmet. Ich möchte es Ihnen wol empfohlen haben. Mit M. Rapp bin ich zwar schon einmal bei Ihnen durchgefallen, indessen lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, zuweilen findet doch ein blindes Huhn die Erbse.

Die „Schule der Frommen" kürzte ich nach Ihrem Rathe in mehreren Scenen, strich auch einige Scenen ganz und schickte dann die Handschrift nach Hamburg und Berlin. Der alte Müller nahm sie nach Weimar mit. Von Hamburg ist mir gestern geschrieben, daß man dort auf die Aufführung verzichten müsse, weil sich der Spott über den Mißbrauch der Frömmigkeit nicht wol für die öffentliche Darstellung gezieme. Die andern Bühnen werden vermuthlich auch so zart sein wie jene. Erkundigen Sie sich doch dort, werther Freund, ob einem französischen Bühnendichter mit dem Stücke gedient sein möchte, ich will es ihm dann zu freier Disposition gratis überlassen. Es muß dann dort gegeben, das französische Stück Theodor Hellen als preiswürdige Uebersetzungswaare empfohlen werden, und die Komödie muß als Uebersetzung auf die deutschen Bühnen wandern. Es wäre gar nicht schwer, die Sache in französische Motive mit geringen Aenderungen zu transponiren: so brauchte Chamäleon z. E. nur deshalb fromm zu sein, um sich

durch die Jesuiten zu poussiren. Man nennte das Stück den neuen Tartuffe, oder wie man sonst wollte; das französische savoir faire würde schon das Seinige thun. Es wäre doch ein himmlischer Spaß, wenn man ein deutsches Original als französische Uebersetzung auf deutschen Bühnen einschwärzte. Wie gesagt also: meine Schule steht Jedem der dortigen Herren zu Diensten.

Ich habe, seit Sie von hier abreisten, die poetischen Motive, die sich seit längerer Zeit in meinem Haupte angehäuft hatten, verbraucht und circa 40—50 Gedichte gemacht. Was soll ich hier anders thun als dichten? Es befindet sich unter den Gedichten eine Reihe von Sonetten, scharfen, höhnenden, wehklagenden, elegischen Inhalts. Ich habe so viel Vorrath, um eine 2. Sammlung meiner Gedichte herauszugeben, und beschäftige mich jetzt mit der Anordnung, Besserung, und was sonst dazu gehört, den Strauß zu binden. Ist es Ihnen nicht lästig, so will ich, wenn die Handschrift der Sammlung fertig vor mir liegt, Ihnen solche senden, um Ihren Rath zu hören, was wegzulassen, was zu ändern sein möchte. Bei einer Sammlung von Gedichten ist guter Rath von Freunden gerade doppelt nothwendig. Diese Arbeit hält mich denn aufrecht, sonst hätte ich große Disposition, ganz zum Hypochonder zu werden. Ich sehe, höre nichts, was mich geistig erregte und auffrischte, und muß, um mich populär auszudrücken, alle Riemen meines Daseins aus meinem eignen Felle schneiden.

Lassen Sie mich bald etwas von sich hören, wenn Sie über die dortigen beaux esprits und Herrlichkeiten nicht die Gartenstube eines armen deutschen Poeten vergessen haben.

Unserm Schadow geht es sehr wohl; er läßt Sie vielmals grüßen. Seine und seiner Schule Bilder haben in Berlin bei der Ausstellung großen Ruhm eingeerntet, er ist sehr heiter und stärker, als ich ihn je gesehen habe.

13. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 16. Januar 1829.

Ich wollte Ihnen, mein theuerer Freund, zugleich mit diesen Zeilen eine Abschrift meines Lustspiels senden, aber es war mir noch nicht möglich, sie bis heute zu erhalten, und so mag ich meine Antwort nicht länger verzögern und will Ihnen recht von Herzen für Ihren lieben Brief und Ihr treffliches Geschenk danken. Durch Beides haben Sie mich recht sehr erfreut, um so mehr, da ich nach unserer Verabredung im Augenblicke des Scheidens ein Recht zu haben glaubte, Beides erwarten zu dürfen, und mich's eigentlich schon lange verdroß, daß Sie mich so lange nach Brief und Gedicht schmachten ließen. Nun erfreue ich mich dieser schönen Gaben und vergesse gern, daß Sie mir diese Freude um ein paar Monate zu spät gebracht haben. Nehmen Sie nun meinen herzlichen Dank dafür. — Die Gegengabe, die ich Ihnen, wie ich Ihnen schon oben gesagt, zu bringen oder, besser, zu senden

dachte, ist Alles, was mir die Musen bis jetzt hier verliehen haben. Es ist verteufelt wenig. Aber ein Schelm giebt mehr, als er hat, und ich bin in diesem Augenblicke an Poesie ärmer, als eine Kirchenmaus. Mit der Erzcoquette Melpomene, der historischen besonders, die sich in Deutschland auf den Gassen umhertreibt, bin ich gänzlich entzweit. Albrecht, der reizlose, mürrische Kaiser, ist meinem Herzen ganz fremd geworden; Ihre sehr richtigen Reflexionen über die Schwierigkeiten, die beiden Hauptcharaktere des Dramas in gehörigen Conflict zu bringen, und dann der Gedanke, der mir hier zugeflüstert worden, daß Albrecht's Leben überhaupt nur ein ganz speciellhistorisches, aber durchaus kein welthistorisches Interesse habe, haben mich dazu bestimmt, den Stoff ganz aufzugeben. So habe ich nun freilich ein halbjähriges Studium vergeblich gemacht, denn ich war schon vollkommen mit der Zeit, in der mein Held gelebt hat, vertraut durch manches nicht ganz mühelose Forschen! Doch was thut's; besser, ich bereue, daß ich ein wenig mehr weiß, als daß ich bereute, Kraft und Zeit an einen Stoff verwendet zu haben, für den vielleicht nie ein Herz mit warmem Antheil geschlagen hätte. Ueberdies weist mich eine immer lebendiger werdende Neigung und die reizende Gelegenheit meiner hiesigen Verhältnisse immer mehr zur Komödie hin, und kaum habe ich eine vollendet, so habe ich schon wieder die unsäglichste Lust, eine neue zu beginnen. — Unterdeß theile ich mit Ihnen die Freude und Erwartung auf den Briefwechsel unserer poetischen

Heroen. Ja, mein Freund, es war eine schöne Zeit, die Blüthenzeit des Lebens und Wirkens zweier großer Geister, die sich in schönem innigem Vertrauen zu einander hingezogen fühlten, die Beide in erhabener Sehnsucht den Durst nach Poesie und poetischer Belehrung theilten — und gegenseitig aus den Quellen ihrer Brust schöpften, um sich einander den Labetrunk zu reichen. Es war eine schöne Zeit! Deutschland, die Welt wird sie nicht wieder sehen. Wenn wir nun aber die Ueberzeugung theilen, sie nie erreichen zu können, so darf uns doch der Drang beseelen, ihnen, wie sie uns ein edles Beispiel gaben, nachzueifern, und so mögen Sie mir jetzt eine Frage vergönnen, deren belehrende Antwort ich in Ihrem nächsten Briefe erwarte. Sie würden dadurch einem wahren Bedürfniß meines poetischen Gewissens abhelfen, das durchaus nicht über das, worüber ich Ihre Ansicht zu wissen wünsche, ins Reine kommen kann. Es ist mir nämlich in der letzten Zeit oft der Zweifel aufgestiegen, da ich überall in der fernen wie in der neuern Geschichte nach Stoffen suchte, ob es denn eigentlich für uns jüngere Autoren unter den jetzt bestehenden Foderungen und Ansichten rathsam sei, zu tragischen Bearbeitungen historische Stoffe zu wählen. Die Geschichte, wie sie in der frühesten Zeit die Griechen — denn ihnen war der Mythus Geschichte —, wie sie später Shakspeare und in neuerer Zeit unsre Tragiker Göthe und Schiller für die Tragödie benutzten, war in der That der edelste und fruchtbringendste Quell für den Poeten. Man vergönnte

ihm, den Stoff zu wählen, ohne daß der hundertäugige Argus, Censur, irgend eine Wahl verpönte, ihn auf seine Weise zu modeln, und wenn er die allgemeinen Sitten der Zeit seines Stoffes nicht verletzte und außerdem die schweren Bedingnisse eines Dramas, Interesse der Handlung, Physiognomie der Gestalten und einen mit deutlichen Farben gemalten Hintergrund, erfüllte, so glaubte der Dichter sich und dem Publikum genug gethan zu haben, und man zählte ein gutes Drama in der Literatur mehr. Wie wahr diese Behauptung ist, mögen Ihnen die meisten Tragödien unserer deutschen Dichter beweisen, die vor dem Befreiungskriege dichteten. Plötzlich wendete sich das Blatt. In unsere Thäler, in denen bis jetzt nie poetische Heroen gekämpft, wurde ein ungeheuerer Krieg hinübergespielt, der allgemach vor den Augen eines jeden Kindes blutig hinzeichnete, was wir später Geschichte nennen. Das Ungeheuerste wurde erlebt und offenbar erweckten die Begebenheiten der Gegenwart den Durst nach genauerer Kenntniß vergangener Begebenheiten, und ein Geschichtsforschen begann, vor dem die historischen Forschungen früherer Zeiten ganz kindisch erschienen. Nicht etwa, daß uns dies Forschen große Historiker erzeugt habe; wir sind, dünkt mich, noch eben so arm daran als wir waren; aber es hat in allen Gemüthern, nun noch durch die historischen Romane der Engländer und die Memoiren der Franzosen vermehrt, eine Prätention nach historischer Gründlichkeit in Allem, was sich geschichtlichen Stoff zum Vorwurf wählt, er-

zeugt, die wie ein Mehlthau auf die Blüthen der tragischen Poesie zu fallen droht. Was wäre mit dieser Prätention aus Egmont, Don Carlos, Jungfrau von Orleans und Wallenstein geworden? Wie hätten diese Gedichte bei der Zeitungswahrheit bestehen können, die man von den Autoren unseres Decenniums fordert? Höchstens gibt man noch achselzuckend hin und wieder eine Licenz der Zeit oder dergleichen zu; wenn aber ein Autor sich jetzt einfallen ließe, einem Helden, der eine Frau und neun Kinder hatte, die Liebschaft mit einem Bürgermädchen anzudichten, oder gar die Katastrophe einer Heldin zu ändern und sie nicht nach den Proceßacten verbrennen zu lassen, wie würde nicht unsere Kritik und, wir wollen billig sein, unser Publicum die Nase rümpfen, das selbst diese nämliche Nase zu seiner Unterhaltung in die Geschichtsbücher gesteckt hat und nun in der neuen Tragödie aufs Haar die Begebenheiten der Chronik wiederfinden will? Sollte die tragische Poesie keinen andern Zweck haben, als diese Anforderungen zu befriedigen? Sollte sie nichts sein, als eine Magd der Geschichte, die, aus dem ungeheuern Borne der Begebenheiten schöpfend, ihr Wasser in goldenen Krügen zu Markte trägt? In diesem Frohndienste scheint mir die edle Himmelstochter zu sehr entwürdigt zu sein. Und rechnen wir dazu, daß uns Jüngern eigentlich nur die Hefen der Historie bleiben, da unsere großen Vorgänger mit geschickter Hand das Beste abgeschöpft haben, so sehe ich nicht ab, ob wir nicht wieder in unsern Tragödien mit Gestalten ver-

kehren sollen, die aus dem Reichthum unserer eignen Brust erstehen, als daß wir uns dem Joch unterwerfen, das man uns durch die Historie aufzwingen will. — Ich stelle diese Frage nicht ganz ohne Eigennutz, denn ich habe jetzt selbst einen solchen Stoff vor, der nur auf ganz vage geschichtliche Data basirt ist, und bei dem mir das Recht bliebe, Charaktere und Begebenheiten, wie ich's wünsche, zu modificiren. Ich habe selbst gegen Albrecht einen Widerwillen gefaßt, weil ich fürchtete, daß unsere Kritik mit ihren historischen Prätentionen ihn schon wegen der Voraussetzung, daß Albrecht den Adolf von Nassau meuchlings tödtet, zermalmen würde. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich Ihr kritisches Talent und Ihren Scharfblick verehre, so würden Sie mir aufs Wort glauben, daß mich die Antwort auf meine Frage auf das lebhafteste interessirt. — Mir ist in diesen Tagen hier das Novemberheft des Morgenblatts zu Gesicht gekommen, und ich habe darin mit großem Vergnügen unter Ihren Skizzen und Grillen den „Schwanengesang des Dichters" gelesen, den ich noch nicht kannte. Sie haben vollkommen Recht! Den deutschen Poeten bleibt nichts übrig, als sich in den Rhein zu stürzen, ob ich gleich nicht behaupten möchte, daß das Wasser ihr Element sei. Wenigstens nicht das Ihre, dessen Glut der Empfindung eben so groß ist als die Fülle der Gedanken! Außer diesem Gedicht und Zedlitz's: „Nächtlicher Heerschau" im Damentaschenbuch ist mir nichts Neues von deutscher Poesie zugekommen. Wie hat Ihnen denn in demselben

Taschenbuche Schenk's „Dürer" gefallen? Ich bin äußerst begierig, Ihre Meinung darüber zu hören. Das „Auge der Liebe" ist mit dem glücklichsten Erfolge gegeben, mit gleichem Kaiser Friedrich gelesen worden! Sind sie ein wenig mit Ihrem Geschick versöhnt? Doch nein, auch Sie erfahren die Albernheiten einer stumpfsinnigen Censur, und indeß ich gestern hier zu Molière's Geburtstag seinem Tartuffe habe zujauchzen hören und seine Büste mit zahllosen Lorbeerzweigen bekränzen sehen, verbietet man auf deutschen Bühnen die Schule der Frommen. Mr. le président ne veut pas qu'on le joue! rief Molière wüthend aus, als man ihm seinen Tartuffe verbieten wollte, und Sie könnten auch jetzt mit Fug und Recht sagen: „Der Herr Kammerherr will nicht gespielt sein". O über die wunderreiche Zeit und ihre Erscheinungen! Was lehrt uns ein Blick auf Frankreich und Deutschland nicht Alles! Hier katholische Freigeister und dort protestantische Jesuiten! Pfui, pfui, die Zeit ist aus ihren Fugen, und weh uns, daß wir, die Poeten, auf die Welt kamen, sie wieder einzurichten! Ich glaube, wir würden uns so vergeblich darum mühen als der arme Hamlet!

Aber wie ist mir denn! Ich spreche fortwährend von Deutschland und seiner Poesie, und vergesse, daß ich in Frankreich bin. Indeß ich fürchte, ich werde Ihnen von der französischen Poesie wenig mittheilen können, da, so lang ich hier bin, wenig Bedeutendes im Fache des Dramas erschienen, und das interessirt Sie doch wol am

meisten. In kurzer Zeit dürfte aber vielleicht manches Bemerkenswerthe erscheinen, und dann werde ich nicht ermangeln, es Ihnen zu senden. Sie wissen, wie leidenschaftlich ich das Theater liebe, und ich besuche es, so oft es mir nur meine geselligen Verhältnisse gestatten, die sich dieses Mal noch angenehmer als früher hier gestaltet haben. In den ersten Monaten meiner Ankunft war meine Thätigkeit ein wenig matt; sie hat jetzt neues Leben gewonnen und dadurch wird mir der Aufenthalt doppelt angenehm. Könnte ich Sie nur bewegen, herzukommen! Welch ein Gewinn wäre Ihre Gegenwart hier für mich! Wie würden wir mit einander die Freuden der vielfältigsten Genüsse theilen und sie durchdichtend doppelt empfinden. Kommen Sie, fodern Sie Urlaub, nur auf zwei Monate! Grade jetzt, da Paris durch die Eröffnung der Kammern so unendlich interessant wird. Ich kann meine Wohnung mit Ihnen theilen. Sie sind so nah. Kommen Sie, theuerer Freund! Sprechen Sie mit unserm Schadow darüber; ich wette, daß er Ihnen räth, meinen Vorschlag anzunehmen. Nur bitte ich, lächeln Sie sich Ihre eigne Lust nicht ironisch weg, und denken Sie, daß eine solche Reise, die wir sehr gut auf England ausdehnen können, wo ich mit meinem Bruder im April zu sein hoffe, auf angenehme Weise gemacht, eine Erinnerung fürs Leben ist. Schadow sind in dieser Zeit reiche und seltene Freuden zu Theil geworden, seine und seiner Schüler Werke haben Alles verdunkelt, was seine Kunstgenossen ihm zur Seite gestellt haben. Ein

solcher Triumph ist ein moralischer Balsam für manch körperliches Leiden und ich hoffe, daß sein religiöser Sinn, der die Hand des Himmels gern so unmittelbar fühlt, sie in diesem großartigen Ersatz nicht verkennen wird.

Leben Sie wohl, mein theuerer Freund, und senden Sie mir, wenn Sie's nicht vorziehen, sie mir mitzubringen, bald Ihre Gedichte. Ein so tüchtiges Urtheil wie das Ihrige bedarf keines fremden Rathes; aber wenn Sie ihn fodern, so gebe ich Ihnen gern und offen. Indeß habe ich einen wahren Heißhunger nach diesen Poesien. Lassen Sie mich also nicht zu lange schmachten. Tausend Grüße an unsern Freund und die Seinigen.

14. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 16. April 1829.

Ganz unverantwortlich muß Ihnen, lieber Freund, mein dreimonatliches Schweigen auf Ihren Brief vorkommen, der verdient hatte, mit umgehender Post beantwortet zu werden. Ich bin aber wahrlich in meinem Herzen durch die Lage, in der ich mich seither befunden habe, entschuldigt, und Sie würden mich gewiß auch entschuldigt finden, wenn Sie gesehen hätten, wie mir buchstäblich die ruhige Stunde in der ganzen Zeit ermangelte, die ich zum Schreiben nöthig hatte. Eine Masse von Geschäften, unabweisbaren gesellschaftlichen Verpflichtungen lag auf mir, und dazu kam die sehr große Arbeit, welche mir die Redaction meiner Gedichtsammlung machte, welche zum bestimmten Tage abgeliefert sein mußte. Kurz, ich war ein recht sehr geplagter Mensch. Verzeihen Sie mir, bester Freund, und glauben Sie sicherlich, daß ich täglich Ihrer in warmer Theilnahme gedacht habe. Das verdammte Schreiben! Es ist ein kümmerlicher Ersatz für die elektrische Berührung des mündlichen Gesprächs.

Sehr hat es mich gefreut, daß Sie wohl und heiter sich fühlen und dort in Ihrem gestaltenreichen, entschiedenen Paris doch auch noch freundlich nach unserer formlosen deutschen Confusion herüberblicken. Wie gern ließe ich mich auf der Diligence einschreiben und flöge — sei es auf Jahre — aus der Heimath in die Fremde!

Sehr unerwartet war es mir, daß Sie Ihrem Kaiser untreu geworden sind. Ich glaubte Sie so mitten in der Arbeit, glaubte das Werk schon weit vorgerückt, und nun soll nichts daraus werden. Wenn meine Bemerkungen etwas dazu beigetragen haben, Sie gegen den Stoff kalt zu machen, so thut mir das sehr leid. Man sollte nie vor der Anschauung des Gedichts ein Urtheil über den Stoff wagen, denn Alles kommt auf die Auffassung, auf die Behandlung an, wenn nur nicht geradezu das Abgeschmackte gewählt worden ist. Nach einer Meinung, die sich freilich bei der Betrachtung jenes Stoffes zuerst aufdrängen muß, ist Johann der Held der Katastrophe, und Albrecht erscheint mehr leidend; indessen ließ sich ja auch gewiß das Versagen des Erbes an seinen Neffen als eine That darstellen, und ich sollte meinen, daß man dem Charakter des Kaisers wol eine tragische Größe habe geben können, wenn man die Länder- und Habsucht desselben aus dem Wunsche nach einer großen und überwiegenden Hausmacht motivirt und diesen Wunsch aus der Ueberzeugung, daß nur jene Hausmacht den zum Heile Aller nothwendigen Kaiserthron zu erhalten vermöge, hergeleitet hätte.

Die Frage, die Sie mir in Beziehung auf die Anfoderungen der historischen Schule an die Tragiker vorlegen, hat vielfältig mein Nachdenken beschäftiget, und das Resultat der Erwägungen pro et contra ist Folgendes gewesen. Zuvörderst möchte ich nicht mit Ihnen annehmen, daß das Publicum im Großen jenen historischen Durst empfinde. — Sie wissen von der Geschichte en detail zu wenig und sind zufrieden, wenn sie ein geist- und empfindungsvolles Werk empfangen. Ich habe den Anspruch immer nur bei einem Conglomerat von Aesthetikern wahrgenommen, deren point de raillement in Solger's Worten in den Wiener Jahrbüchern (bei der Recension von A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Literatur), in Tieck's Aeußerungen bei Gelegenheit der Herausgabe der Kleist'schen Werke und andern zufällig hingeworfenen Worten einiger Stimmführer liegt. Es ist also nach meiner Meinung zuvörderst keine Gefahr vorhanden, daß eine die Geschichte nicht mit buchstäblicher Treue wiedergebende Tragödie, wenn sie nur sonst gut und tüchtig gearbeitet ist, deshalb verworfen werden sollte; denn nicht der Kunstrichter, sondern das Volk entscheidet, wie Sie wissen, bei uns über das Glück eines Werks. Wäre aber wirklich auch jene Gefahr für den Augenblick vorhanden, so könnte uns das, wie ich glaube, nur veranlassen, zu fragen: Haben die Anfoderer Recht? Und in wie weit haben sie Recht? Denn es ist mehr als je gegenwärtig der Zeitpunkt, wo man gegen jede ungerechte Prätention entschieden Front machen muß. Und

die Wahl historischer Stoffe — wo uns immer schon eine fest ausgeprägte Handlung entgegentritt und die Hälfte der Arbeit uns abnimmt — ist von unschätzbaren Vortheilen begleitet, darf uns nicht durch aus der Luft gegriffene Beschränkungen verleidet und verkümmert werden. — Recht hat man nun, wie ich meine, wenn man von dem Dichter verlangt, daß er das Ereigniß, welches er behandelt, nicht geradezu auf den Kopf stellen, nicht ganz willkürlich einen Sinn hineinlegen solle, den kein vernünftiger Mensch darin finden kann; wenn man z. B. Wallenstein als Exempel, wie Fürsten treuen Dienern für ihre Dienste lohnen, hinstellen wollte. — Unrecht sind dagegen nach meiner Meinung alle Forderungen historischer Wahrheit en detail, wenn sich nachweisen läßt, daß der Dichter bei der Abweichung en detail einen poetischen Zweck vor Augen gehabt habe. Betrachten wir ein Ereigniß, eine Handlung in der Wirklichkeit, so finden wir, daß die Bedeutung derselben sich eigentlich durchaus nicht erschöpfend darstellen läßt. Die Beziehungen, worin jedes auch das unbedeutendste Ereigniß zu den prä-, co- und posteristirenden Dingen steht, sind schlechthin (verzeihen Sie dieses schlechte philosophische Wort) unendlich; es würde ganz unmöglich sein die Beziehungen, unter denen das gewöhnlichste Tagesereigniß, ein Spaziergang, eine Visite sich denken läßt, zu erschöpfen. Die Geschichte sucht hinter dieser unendlichen Fülle und Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit herzukommen, es gelingt ihr freilich mit allem Pragmaticismus nur unvollkommen. —

Ganz andre Rücksichten hat der Dichter zu nehmen. Lächerlich wäre es, wollte man glauben, er könne uns die Dinge, so, wie sie waren, in jeder Beziehung vollständig und wahr nachschaffen. Nein, er will ein Bild des Geschehenen geben, zum Bilde gehört die Begrenzung durch den Rahmen, zum Bilde gehört der Gesichtspunkt, die Gruppirung, die bestimmte Beleuchtung. Daß alles dieses vorhanden sei, ist es nothwendig, daß er eine Hauptbeziehung des Factums herausgreife, diese darstelle, Alles, was sonst sich bei der Betrachtung des Stoffs ihm aufdrängt, verschweige, sofern es geradezu der Darstellung jener Hauptbeziehung widerstrebt, oder als das letztere subordinirte Mittel behandle, wenn eine Unterordnung sich denken läßt. Wer diese Freiheit dem Dichter nicht zugesteht, der verräth, daß er von der organisch schaffenden künstlerischen Stimmung keinen Begriff hat, und daß er mit einer andern als der ästhetischen Disposition zu dem Kunstwerke trete. Nur mit jener Freiheit können Kunstwerke erzeugt werden, aus denen ein Plan hervorleuchtet, und die den Zuschauer mit einer harmonischen Empfindung entlassen. Dramatisirte Geschichte ist keine Tragödie; ich kann mir nicht helfen, mir erscheint Vieles in Shakespeare's historischen Stücken nur wie dialogisirte Chronik und als weit unter dem Werthe seiner andern Werke stehend. — Ich halte es noch für dienlich, ein paar Worte über den oft von dieser Seite angefochtenen Egmont zu sagen, da er recht eigentlich meine Ansichten bestätigt. Es lassen sich für den Kampf der

Niederlande gegen Spanien viele Gesichtspuncte auffinden: — der religiöse Impuls — der aus dem natürlichen Freiheitsgefühle zu reich gewordener abgesonderter Provinzen hervorgehende Republikanismus u. s. w. konnten das Motiv der Tragödie werden. Göthe sah nun nach seiner Natur, die ihn hauptsächlich zum Naiven, Sentimentalen, Romantischen treibt, die Sache anders an. Ich bemerke in seinem Trauerspiele nichts als die Darstellung der liebenswürdigen Unbesonnenheit eines rührigen, jugendlichen Volkes, welches durch seine Eulenspiegeleien die steife alternde Despotie irritirt und sich selber die Falle gräbt. Die religiöse Begeisterung, die große Frage um die Rechte des Volks, diese Dinge stehen ausdrücklich im Hintergrunde. Das Gespräch Egmont's mit Alba ist in mehr als einer Hinsicht ein Scheingespräch. Als der Gipfel des Sanguinismus steht nun Egmont da; dürfte ihm das Liebchen fehlen, wenn das Bild wahr und vollständig sein sollte? Die Gemahlin und die 9 Kinder würden einen sonderbaren Contrast mit den übrigen Farben des Gemäldes gemacht haben. Unwahr kann man nun, wenn man die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande kennt, nicht gerade die Göthe'sche Ansicht nennen, und so hat er denn, wie ich glaube, Recht gehabt, ihr gemäß Alles in der Tragödie zu bilden, wenn es freilich immer sonderbar bleibt, daß er in dem beginnenden Kampfe eines Volkes und seiner Helden nichts weiter sah als eine Etourderie; und nun genug, sonst gerathe ich zu tief in eine Abhandlung.

Daß Sie fleißig an Lustspielen sind, freut mich sehr; ich glaube, daß Sie uns Vorzügliches auf diesem Felde geben können und werden, da Sie Scharfsinn, Witz, Feinheit in der Auffassung besitzen und Ihre Reisen und Verhältnisse Ihnen den reichsten Stoff aus Welt- und Menschenleben zuführen. Lassen Sie mich nur bald etwas von Ihren Arbeiten sehen; ich rechne darauf, daß Ihr desfallsiges Versprechen nicht blos ein Versprechen bleibt, wie es mit Struensee der Fall gewesen ist. Apropos, wann erscheint er denn? Ich sehe ihn ja gar nicht im Meßkatalog angekündigt. Wie lieb wäre es mir gewesen, hätte ich eine Abschrift gehabt; ich würde ihn dann haben (mit Ihrer Erlaubniß) in diesem Winter hier spielen lassen. Daran konnte Ihnen freilich nichts liegen; mir wäre es aber äußerst lieb gewesen, das Stück zu sehen, da nur die Darstellung uns den vollständigen Begriff von einem dramatischen Werke gibt, selbst wenn sie mangelhaft ist. Ich habe das recht am Hofer gesehen, der zweimal hier gegeben worden ist. Der Held fand einen tüchtigen Repräsentanten, das Uebrige war meistens Caricatur meines Gedichts. Dennoch war die Wirkung eine energische, und ich gewann nur erst durch diese mangelhafte Darstellung die Beruhigung, daß mir ein wirklich dramatisches Werk gelungen sei. Lesen Sie aus diesen Zeilen keinen Hochmuth heraus; bei der Insolenz der deutschen Bühne gegen mich ist ja das Bewußtsein das Einzige, woran ich mich aufrichten kann. Haben Sie noch lithographirte Exemplare des Struensee,

so schicken Sie mir doch eins; mich verlangt sehr, das Werk wenigstens wieder zu lesen. Noch Eins. Schicken Sie doch das Stück an Graf Redern, den interimistischen Intendanten in Berlin. Er ist ein Mann, dessen Sinn und Gefühl für das Schöne allgemein gerühmt wird, und der sich gegen mich ganz so benommen hat, daß sich mir jenes Urtheil bestätigte. Er läßt gewiß den Struensee dort geben, wenn es ihm möglich ist, und ein vernünftiger politischer Gegengrund existirt ja gar nicht. Es müßte Ihnen doch lieb sein, besonders da sie in Berlin, wie ich glaube, das Stück gut besetzen können. Der zweite Theil von Schiller-Göthe's Briefwechsel enthält herrliche Sachen von Schiller über „Meister". Schiller tritt überhaupt in der ganzen Correspondenz höchst liebenswürdig als voller warmer Mensch hervor, während Göthe sich mehr auf ein gütiges Empfangen beschränkt. Es ist recht die Zeit der Briefwechsel. Haben Sie schon den Johann Georg Forster'schen gelesen? Der ist nun für mich der interessanteste unter allen, die seit einiger Zeit erschienen sind. Victor Hugo's „Letzten Tag eines Verurtheilten" kennen Sie gewiß. Ein verwünschter Stoff, aber eine meisterhafte Behandlung. Ein Nachtstück, in jedem Zuge von der individuellsten Wahrheit. Es hat mich sehr frappirt.

Wir haben diesen Winter hier in einem wahren Strudel der Geselligkeit uns herumgetrieben; Fêten, dramatische Darstellungen, tableaux vivans, Declamatorien, Vorlesungen jagten sich am Hofe und in Privat-

häusern. Da ich etwas mehr Mode geworden bin, so setzte man mich als Extraschüssel in der Regel auch mit auf, und ich habe mich denn so mit verbrauchen lassen. Ich würde Ihnen viel Komisches und Significantes erzählen können; zu schreiben verlohnt's nicht die Mühe.

Ich muß meinen langen und langweiligen Brief schließen. Strafen Sie mich nicht, bester Freund, durch Retorsion meines Unrechts; lassen Sie mich bald, recht bald hören, wie es Ihnen geht, was Sie treiben, welche Plane Sie für die nächste Zukunft gefaßt haben? Werde ich denn nicht die Freude haben, Sie im Sommer oder Herbst einmal wieder zu sehen?

15. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 11. Mai 1829.

Ich stehle mir heute, mein theuerer Freund, die Minuten, um Ihnen mit wenigen Zeilen für Ihre lieben, lieben Briefe und für die Schule der Frommen zu danken, denn ich habe seit 10 Tagen keinen Augenblick für mich, da mein Bruder Wilhelm mit seiner Frau hier angekommen ist und mich, der ich sein Cicerone sein muß, kaum zu Athem kommen läßt. — Ich füge zu diesen Zeilen die dürftigen Tragödien, die endlich bei Cotta erschienen sind, und die Ihr freundlich nachsichtiger Sinn so liebevoll in Schutz genommen hat. Sein Sie auch ferner milder gegen diese meine Kinder gesinnt, als es ihr Vater ist. Könnte ich Ihnen den Widerwillen beschreiben, mit dem ich sie jetzt in ihren neuen, wahrhaft eleganten Kleidern wieder durchblättert habe! Hätten diese Kinder ein Erbtheil von mir zu erwarten, ich würde sie mindestens aufs Pflichttheil setzen, da unsere Gesetze das völlige Enterben verbieten. Wozu dichte ich auch, wenn das Fertige so wenig Befriedigung darbietet? Wenn ich mich

doch nie gedruckt erblicken dürfte! Ich beneide die Vögel, die ihre Lieder in die Lüfte schmettern und, wenn sie die Lust zu singen und zu zwitschern gebüßt haben, von ihren Tönen nichts mehr wissen. Sagen Sie mir nicht, daß ich auch wie die Lerche singen könnte — aus Frühlingslust für mich allein. Wenn es den Menschen nicht zum Menschen zöge! wenn wir den Zwiespalt in uns beschwichtigen könnten, der uns drängt erst durch Andere zu erfahren, wie viel wir werth sind! — Dann! — O über die traurige Mitgift eines Berufs! Ich möchte in die Haut eines Regierungsrathes kriechen, der aber nichts ist, als der absolute Rath einer absoluten Regierung. Der weiß auf ein Haar, wie viel er nützt, und seinen Werth kann er auch ganz deutlich durch die 800 Thaler seines Gehaltes bestimmen! Lassen Sie mich mit dieser weisen Bemerkung schließen und mich die Bitte hinzufügen, mich nicht lange ohne Nachricht zu lassen. — Künftigen Monat hoffe ich Sie und Freund Schadow wiederzusehen. Meine Mutter und mein Bruder Meyer Beer, der wiederum das Unglück gehabt hat, sein Kind (das zweite an derselben Krankheit wie das erste) zu verlieren, gehen nach Spaa. Ich besuche sie dort und also auch meine düsseldorfer Freunde.

16. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 9. Juni 1829.

Es ist ein eignes Schicksal, daß man in der Regel grade dann, wenn man sich seinen Freunden innerlich besonders nahe weiß, äußerlich leicht den Anschein der Kälte und Theilnahmlosigkeit bekommt. Sie konnten schon lange, werther Freund, einen Dankbrief für Ihr mich im hohen Grade erfreuendes Versprechen, uns hier zu besuchen, und für die werthe Sendung Ihrer Tragödien von mir erwarten. Ich habe aber wirklich vor allerhand Aufregungen bisher nicht zur recht ruhigen Briefstimmung gelangen können. Daß sie jetzt da ist, beweist der Brief. — Sehr freue ich mich wahrlich auf die Tage, die Sie uns schenken wollen; ich hoffe schöne und reiche Mittheilungen von Ihnen. Tage will ich Ihnen nicht zu Ihrer Herkunft bezeichnen; mein unglückseliges Amt, welches wie das Fatum nach unerforschten Gesetzen meine Stunden freiläßt oder fesselt, möchte grade dann seine Tücke walten lassen. Ich denke, wenn man dem Dämon keine Prisen setzt, wird er die wenigste Störung verursachen.

Für Ihre Tragödie meinen wärmsten Dank. Ihre Gefühle, als sie dieselben zu sehen bekamen, verstehe ich ganz. Wem erscheint nicht das Geschaffene zurückbleibend hinter der Idee, die beim Schaffen begeisterte? Und dann ist der Gedanke an das Schicksal der Dichtungen in der Welt naheliegend und natürlich, wenn sie in der Welt Corpus und Gestalt gewonnen haben. Davon aber darf man gar nicht reden, wenn man nicht melancholisch werden will. Die Freunde übrigens sehen die Sache anders an, sie stehen ferner den Sachen als der Autor, und als Freund kann ich Ihnen nur meinen Glückwunsch zum Struensee wiederholen. Ich las das Stück sogleich nach dem Empfange wieder und erinnere mich keines Trauerspiels von Einem, der zu unserer Generation gehört, was diesen energischen und eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht hätte. Ich muß Ihnen gestehen, daß die Wirkung beim stillen Lesen noch viel stärker gewesen ist als beim ersten Vorlesen, und mich dünkt, daß das ein sehr gutes Zeichen von der Probehaltigkeit der Dichtung ist. Der tragische Conflict ist tief angelegt, die Charakteristik ist echt, die Scenen und der Fortschritt der Handlung im Ganzen durchaus dramatisch. Ganz besonderes Lob verdient auch noch der Dialog, der partienweise mir wahrhaft classisch erscheint, und der Vers, der, wie es mir vorkommt, vortrefflich dramatisch behandelt ist. Nur zuweilen finden sich Ausweichungen aus dem Körnig- und Markigbegonnenen in das Rhetorische und Phraseologische, z. B. in der ersten Scene zwi-

schen Ranzau und Struensee. — Noch einmal, ich habe mich sehr an dem Werke gefreut.

Sie müssen nun aber meiner Aufrichtigkeit vergeben, daß ich auch mein Bedenken über einen Punkt äußere. Es scheint mir nämlich, daß das Stück in der Mitte eine gewisse Schwäche habe. Exposition und Katastrophe sind vortrefflich, aber der tragische Knoten selbst ist, wie ich glaube, nicht fest und straff genug zusammengezogen worden. Nur die alte Königin handelt mit ihrem Anhange, Struensee verhält sich zu passiv. Nun bin ich weit entfernt, den Begriff der tragischen Handlung in das Kurz- und Kleinschlagen zu setzen; aber wir wollen wenigstens den Sturz des Helden motivirt sehen durch einen Schritt des Helden, der vor unsern Augen stattfindet; das liegt in dem Grundbegriffe des Dramas. Struensee wird wie Egmont ein Opfer seiner Sorglosigkeit; dies halte ich mehr für episch als für dramatisch. Mich dünkt, auf dem Balle im dritten Acte mußte es auf der Struensee'schen Seite thätiger hergehen. Ich glaube auch, daß nur die böse Scheu vor der Geschichte Sie gehemmt hat. Mir haben sich zwei Wege zeigen wollen, den Fall des Struensee tragischer zu motiviren, und wenn Sie meine Meinung vernehmen wollen, so werde ich sie Ihnen mündlich mittheilen.

Die Situation des Paria ist sehr fruchtbar, prägnant und tragisch, die Behandlung geschickt, nur mitunter etwas überladen, das ganze Stück mit Poesie und Feuer geschrieben. Dagegen liegt mir in dem, was Sie dem

Gedichte zum Lobe sagen ein Fehler. Sie sagen: es wolle was bedeuten, alles das, was das Stück enthalte, in einen Act zusammen zu drängen. Ich entgegne, es ist eben zu viel in einen Act gedrängt. Die Situation des Paria im Allgemeinen ist eine fruchtbare; sie regt aber wie jeder Gräuel in der Menschenwelt an und für sich noch nicht die tragische Empfindung an. Soll letztere entstehen, so müssen wir einen Paria von besonderer Organisation erblicken, es muß uns ein Mensch vorgeführt werden, der durch sein Inneres zu allem schönen Menschlichen berechtigt, durch die äußern Verhältnisse von allem Menschlichen hinweggewiesen an diesem Conflicte untergeht. Diese Schilderung aber ist nur in einem größern Rahmen möglich. Sie haben Charakteristik versucht; nach dem beschränkten Raume, den Sie sich abgesteckt, mußte diese aber aphoristisch und skizzenhaft bleiben. Deshalb macht die Dichtung (vergeben Sie mir den Ausdruck) mehr den Eindruck einer Martergeschichte, als daß sie uns in die eigentliche pathetische und tragische Sphäre führte.

Sie werden diese freimüthigen Bemerkungen nicht übel nehmen. Ich gebe sie aus reinem Interesse an Ihnen und Ihrem schönen Talente. Uechtritz, welcher sich sehr auf Ihre nähere Bekanntschaft freut, las den Struensee gleich mit großer Begierde und denkt eben so günstig darüber wie ich. Jetzt macht das Exemplar die Runde unter den übrigen Bekannten.

17. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 10. October 1829.

Wenn Ihnen, mein theuerer Freund, diese Zeilen zu Gesicht kommen, so werden Sie hoffentlich schon unsern lieben Vater Mårten, meinen treuen Reisegefåhrten, wiedergesehen haben, und meine Reiseberichte und das Wiederholen der großen Eindrůcke der schönen Kunstwerke der Niederlande könnte mehr als überflüssig erscheinen. Deshalb eile ich gern zur Erfüllung meines Versprechens und benutze die Muße des ersten Sonnabends in Paris, um Ihnen die ersten Blåtter meines freilich bis jetzt noch sehr dürftigen Tagebuches zu senden.

Sie fodern keine Familiennachrichten, und die wenigen, die ich zu geben habe, sind: daß ich meine Mutter noch nicht hier gefunden und sie erst zum 18. dieses erwarten darf, und daß mein Bruder viel gerechte Erwartungen zur Erreichung seiner schönen Zwecke hegt.

Der politische Himmel der großen Stadt ist wie der des Landes, grau neblig, herbstlich kalt und unerquicklich; indeß kann man nicht einmal sagen, daß er ge-

witterschwer sei; ich denke, es wird mit einem flüchtigen Regenschauer abgemacht sein. Die Leute, die jetzt hier am Ruder sind, stehen eigentlich zu Frankreich in keinem andern Verhältniß als die schlimmen Farben jener kaiserlichen Herzenstafel, von denen ihr frommer Erzbischof von Palermo im Kaiser Friedrich spricht. Der Schauer, der sie wegwäscht, wird auch bald das alte Licht wieder leuchten lassen, das diesem Volke und, warum soll ich nicht sagen, allen Völkern ganz unentbehrlich ist. Daß die Minister sich höchstens bis zur nächsten Kammer halten können, ist der schlichte Sinn dieser Trope und die Meinung der Meisten, die den Geist der Nation und die Schwäche und Ohnmacht ihres höchsten Lenkers kennen. So viel für den Augenblick von der Politik. Sie werden mehr als dafür für die Theater sich interessiren; aber fast scheint es, als wolle sich die Ungunst des diesjährigen Himmels bis auf die Theater erstrecken. Wenigstens habe ich sie noch zu keinem Zeitpunkte so wenig anziehend in Paris gefunden. Eine unglückliche Wuth im buchstäblichsten Sinne des Wortes hat sich nämlich der hiesigen Dramatik bemächtigt — ich meine die Hundswuth, die man seit 14 Tagen rasend genug ist auf mehrere Theater gebracht zu haben. In zwei jetzt sehr besuchten Stücken, „Isaure" im Théâtre des nouveautés und „Paul Morin" im Ambigu comique, sind die Heldin und der Held von tollen Thieren gebissen worden und die verschiedenen Stadien der Wasserscheu bilden die Verwickelung und Katastrophe der Dramen. Ich habe bis jetzt nur

eine dieser theatralischen Monstruositäten, Isaure nämlich, gesehen und zwar deswegen, weil ganz Paris hineinläuft, um die Meisterschaft der ersten Schauspielerin, Madame Albert, zu bewundern, die das wasserscheue Mädchen mit einer so vollendeten Wahrheit spielt, daß es mir kaum möglich gewesen ist, fortwährend die Augen auf dies Bild des Entsetzens zu heften. Zu welchen Abscheulichkeiten wird nicht die Gewinnsucht und der überpfefferte Gaumen des Publicums die literarischen Lumpensammler, deren Zukunft im Kehricht liegt, hinreißen.

Schlimm genug ist es denn doch aber, daß man es sich nicht wegdisputiren darf, daß das Schlechte im Allgemeinen und besonders in der Kunst mächtig genug wirken kann, um die Herzen der Menge für das Edlere antheillos zu machen. Die Klage ist alt, aber leider haben wir ein Recht sie täglich zu erneuern.

Das Théâtre français wird einen kühnen Schritt thun, der für immer den Bürgerkrieg der Classiker und Romantiker entscheiden wird. Es gibt nämlich in acht bis zehn Tagen den Othello von Shakspeare wörtlich (und wie mir scheint vortrefflich) vom Grafen Alfred de Vigny übersetzt. Die Mars wird die Desdemona spielen. Die Scene wird während der Acte, ein für Frankreich unerhörter Fall, so oft verändert, als es im Original geschieht. Glückt dieser Versuch, so wird bald auf dieselbe Weise Romeo und Julie und Hamlet folgen, den ich gestern in einer Soirée von dem Uebersetzer, einem meiner Freunde, Léon de Wailly, habe vorlesen hören. Sie würden

erstaunen, wenn Sie mit eigenen Augen sähen, wie glücklich die anscheinend unauflösbare Aufgabe wirklich gelöst worden.

Ich habe auch schon in der kurzen Zeit meines Hierseins in einer deutschen Gesellschaft etwas vorgelesen und zwar — Ihren „taumelnden Cavalier", auf den man sehr gespannt war. Man fand die Antwort sehr geistreich und scharf, und der Vorleser ist durch ein dauerndes Lachen des Beifalls und das Geständniß belohnt worden, den Damen einen sehr angenehmen Abend bereitet zu haben. Senden Sie mir „Tulifäntchen" bald. Ich habe einen wahren Durst darnach. Meine Muse ist bis heute noch ein wenig träge gewesen. Indeß ich denke, wenn sie erst den ersten pariser Taumel überstanden hat, so wird sie bald zur alten düsseldorfer Thätigkeit zurückkehren.

Ich vermuthe Schadow in Godesberg, sonst würde ich Ihnen tausend Grüße für ihn auftragen.

Herrn v. Uechtritz aber, der doch wol in Düsseldorf ist, bitte ich mich angelegentlichst zu empfehlen.

Halten Sie Wort, Theuerster, und antworten Sie. Ich bin gezwungen, von den schlechten Producten Anderer zu sprechen, und Sie können nur von Ihren eigenen schönen reden — wie viel anziehender müssen Ihre Briefe als die meinigen werden.

18. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 20. Octbr. 1829.

Ihre lieben Zeilen erfreuten mich sehr, theuerster Freund, und ich wünsche nur, daß Sie hübsch fortfahren mögen. Ich sprach Schadow kurz nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden; er war noch ganz voll von den mit Ihnen gemeinschaftlich genossenen Dingen. — Nun lassen Sie mich bald hören, daß Sie tüchtig arbeiten, und daß das Werk fleckt. Eine große geistige Aufgabe ist die beste Begleiterin durchs Leben, man steht, so lange man damit zu schaffen hat, wie im Dienste und als Beauftragter einer höhern Macht und ist gleich andern chargés d'affaires eximirt von den Plackereien des umgebenden Alltags. Sobald Sie Ihr Trauerspiel fertig haben, schicken Sie es mir, ich bin sehr gespannt darauf; als Stimulus kann ich Ihnen sagen, daß ich noch keinen rechten Begriff davon habe, wie Sie die Sache angegriffen haben mögen. Die Idee gefällt mir sehr, und das Verfahren des Generals drückt durchaus die Natur deutscher Leidenschaften aus, die immer etwas sehr hinter dem Berge halten;

wie aber nun grade diese eigenthümliche Idee äußere Gestalt und dramatische Plastik gewinnen soll und kann, — nun das, mein Freund, hoffe ich von Ihnen auf das schönste und überraschendste zu vernehmen. Haben Sie über Ihr Lustspiel schon verfügt? Wenn Sie es versenden und zu dem Ende das Manuscript lithographiren lassen sollten, so haben Sie doch die Güte mir auch ein Exemplar mitzutheilen. Struensee habe ich noch nicht bekommen. Was soll ich aber in aller Welt mit einem gedruckten? Darin stehen ja die Abkürzungen nicht. Noch eine frühere Bitte muß ich wiederholen. Sie besitzen ganz gewiß noch ein Exemplar von den Bräuten von Aragonien, und ich möchte so gern das Stück bald haben. Ich habe es mir zwar verschreiben lassen, allein bei dem Schneckengange der hiesigen Bestellungen bekomme ich dasselbe vielleicht erst in 6 Wochen. Kann ich es nicht von Ihnen erhalten?

Daß eine Wasserscheue dort auf den Bretern erscheint, ist freilich stark genug. Da wir aber so manchen tollen Hund schon haben als Helden erblicken müssen, dürfen wir wenigstens unsern Nachbaren nichts vorwerfen. In Frankreich, wo sich dergleichen auf den kleinen Theatern abhaspelt, thut auch die Sache nichts; unsere moderne Bühne ist zum Theil mit aus dem Puppenspiele hervorgegangen, und so ist es gut, wenn sie Kanäle behält, die den Marionettenstoff, der ihr nie ganz aus dem Leibe verschwinden wird, nach unten zu abführen. Unser deutsches Theater befindet sich dagegen in einer Art von

Miserere. Der melodramatische Druck steigt nach oben in die Haupt- und Staatsbühnen. — Von den treuen Uebersetzungen Othello's, Romeo's und Hamlet's, von denen Sie mir schreiben, in französischer Sprache, habe ich noch keinen rechten Begriff, obgleich ich an den neuesten Sachen der jetzigen Notabilitäten wol herausgefühlt habe, daß die Sprache an Reichthum und Frische gewonnen hat. Ich bin sehr neugierig, von Ihnen zu vernehmen, wie denn so ein Stück sich dort macht, und wie die Schauspieler die Aufgabe angefaßt haben?

Von meinem Leben nach Ihrer Abreise (es ist doch nicht hübsch; daß wir gar ohne Abschied von einander gegangen sind) ist, soviel das Aeußere betrifft, wenig zu berichten, ich habe ganz für mich gelebt und kaum Jemanden gesehen oder gesprochen. Dagegen ging's in der Werkstatt, die sich Ihres Beifalls erfreut, und die ich gegenwärtig mit Ihrer vorausgesetzten Erlaubniß durch eins Ihrer Portraits geschmückt habe, ganz rüstig und munter. Das bleibt denn doch die Hauptsache, und in der Hauptsache stand es also wohl. Tulifäntchen hat seine Bahn vollendet durch Freude und Leid. Ich habe dem Ganzen statt des früher beabsichtigten düstern und tragischen einen mährchenhaft heitern und prächtigen Schluß gegeben, der mir besser zur Albernheit dieser Composition zu passen schien. Jetzt bin ich am Durchsehen und Copiren. Sie sollen, denke ich, im November ein Exemplar haben. Ich habe zuweilen das Bedürfniß, mich recht individuell gehen zu lassen, und diesem Hange werde ich in der Zu-

eignungsepistel fröhnen. Der Carneval und die Somnambüle ist auch fertig, revidirt und in manchen Stücken bedeutend geändert worden, wobei ich mehrmals Ihren Rath befolgt habe. Uechtritz, dem ich zuletzt diese Arbeit vorlas, schien damit zufrieden zu sein und fand keine Frechheit des Zufalls darin. Der ganze Band dieser Schriften ist heute an Cotta abgegangen. — Nun wollen wir nicht rasten, sondern gleich wieder vorwärts. Man muß in der dichterischen wie in der kriegerischen Laufbahn die Niederlagen nicht scheuen. Sieg und Schlappe führen am Ende, wenn der Kern nur etwas taugt, doch ans Ziel, wie der alte Blücher, oft geschlagen, endlich doch nach Paris kam. Ich kann wenigstens nach meinem Naturell nichts ersinnen, sondern muß Alles mir erleben und erdichten.

Am 15. hujus haben sie Friedrich II. in Berlin gegeben, was ich Ihnen novitatis causa doch melden muß.

Sie hängen grade über meinem Sopha, unserm alten verzogenen Kinde gegenüber, und oft sehe ich Sie an und trage Ihnen allerhand vor. Sie lächeln aber und schweigen, was mir fatal ist. Ich wünschte, Sie säßen unter Ihrem Portrait, und wir zankten, daß die Wände schütterten. Adieu, mein Liebster, für diesmal! Gedenken Sie zuweilen auch schriftlich Ihres Immermann.

19. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 26. October 1829.

Die Nacht, die Alles schweigen macht bis auf die Liebe und den Gram, dämpft das unerquickliche Geräusch der pariser Gassen, und selbst die lebelustigen Gäste des Hôtel des princes begeben sich allmälig zur Ruhe. Meine Cigarre glimmt, und in dem Kamin knistert eine behagliche Flamme, die mich zu geselligen Freuden ladet. Um so besser, daß ich allein bin, so kann ich mir den liebsten Freund zur Unterhaltung wählen. Ich lese Ihren lieben herzlichen Brief, den ich heute empfing noch einmal durch, und wie er Sie mir ganz in meine Nähe zaubert, so drängt es mich, Ihnen in diesen stillen traulichen Augenblicken zu antworten und das kaum abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen.

Lassen Sie mich, ehe ich Ihnen wieder Neuigkeiten vorschwatze, Sie zum hundertsten Male wiederum beneiden. Sie ter quaterque beatus haben gearbeitet, haben das Schönbegonnene vollendet, indeß bei mir der düsseldorfer Eifer erkaltet und das poetische Feld, auf das ich einen Samen

gestreut hatte, von dem ich die schnellste Ernte hoffte, so völlig brach liegt, als wäre nichts gesät worden, das Früchte erwarten ließe. Machen Sie mir indeß noch keine Vorwürfe — ich denke noch erfüllen zu können, was ich mir vorgenommen, und die ersten verlorenen Augenblicke dieses neuen pariser Aufenthaltes, der mir diesmal noch die Reize eines Familienlebens bietet, wieder einzuholen. Weiß ich doch schon aus Erfahrung, was ein ernster Wille vermag. Wenn es auch einen tüchtigen Kampf gilt, er überwindet doch zuletzt Alles.

Diese Tage sind wieder reich für mich an neuen und auch an erhebenden Eindrücken gewesen, obgleich im Allgemeinen weder das politische noch gesellige Leben des Augenblickes ein großes Interesse darbietet. Noch geschieht nichts Entscheidendes, weder in der einen noch in der andern Beziehung. Fast Alles, was zu den Notabilitäten der Hauptstadt gehört, ist auf dem Lande, und da der October ein freundlicher Gesicht macht, als es die verwichenen Monate gethan, die der Himmel doch eigentlich geschaffen uns anzulächeln und nicht wolkige Stirnen zu runzeln, so bleiben Alle, denen es die Verhältnisse gestatten, noch auf dem Lande. Indessen bildet sich in der Stille, ohne großen éclat zu machen, die Opposition sehr kräftig aus. Da man von den Ministern ohne Ausnahme, die selbst am Ruder sind, trotz der kleinen Concessionen, die sie der öffentlichen Meinung hin und wieder machen, nichts wissen will, und erwartet, daß sie, wie sie können, das Fundamentalgesetz zu umgehen denken, so bilden sich offen und

frei Associationen, die beabsichtigen, im Falle einer offenbaren Verletzung der Charte die Steuern zu verweigern. Da das Ministerium natürlich die Kammern scheuen muß, in denen es keine Majorität zu hoffen hat, so werden sie ihre Zusammenberufung, die im Laufe eines Jahres nach gesetzlichen Bestimmungen erfolgen muß, so sehr als möglich verzögern. Würde nun z. B. dieser gesetzliche Termin überschritten, so würden die Associationen ins Leben treten, und die Verweigerung der Steuern würde die Staatsmaschine in ein Stocken bringen, das dem fernern Wirken ihres mächtigsten und höchsten Triebrades vielleicht für immer Einhalt thun könnte. Die Mittel, zu denen man, eine so drohende Gefahr abzuwenden, wird schreiten müssen, sind fast eben so verderblich als das Uebel selbst; denn es bleibt nur die unglückliche Wahl zwisch neGewalt und Concessionen an die nationelle Partei der Opposition. Beides kann nur zu den traurigsten Abwegen führen, und Sie können denken, mit welcher Spannung alle Parteien den entscheidenden Monaten des Januar und Februar entgegensehen, in denen das verhaßte Ministerium entweder zusammenbrechen oder durch Staatsstreiche den furchtbaren Grimm der Nation aufreizen wird.

Indessen wir das ruhig abwarten wollen, lassen Sie uns wieder in die Theater wandeln, die freilich auch keinen ganz friedlichen Anblick darbieten. Wilhelm Tell hat dem verjährten Genre der altfranzösischen Oper den Gnadenstoß gegeben. Es ist ein eben so reizendes als erhabenes Werk, über das ich mit Ihnen gern en détail

spräche, wenn ich nicht wüßte, daß Sie in der Musik eigentlich mehr eine Feindin als eine Schwester der Poesie erblicken. Trotz dem halte ich Ihr Herz für zu empfänglich für alles Schöne, um nicht zu glauben, daß dies Tongedicht — denn anders möchte ich es nicht nennen, — Sie wie eine gute Tragödie rühren und erschüttern würde. Vollkommen schön, von der erhabensten und einfachsten Wahrheit des Ausdruckes ist der zweite Act, der auf dem Rütli spielt. Er allein ist schon ein reines, würdiges Gedicht zu nennen; frisch und anmuthsvoll wie ein Alpenhauch und doch voll des tiefsten Ernstes, großartig und kühn wie der Schwur eines gedrückten Volkes, das seine Ketten brechen will. Das Ganze ist ein wenig lang und erfodert eine ganz durchgebildete musikalische Seele, um, wie es soll, gewürdigt zu werden. Ich kann der Masse des pariser Publicums diese Qualitäten nicht zugestehen, und das Werk wird eigentlich mehr angestaunt als gefühlt. Mich hat es auf das wunderbarste angeregt, und es war mir ein neuer Beweis, daß die Seele eines Künstlers eigentlich doch das volle Leben zu ihrer vollständigsten Entwicklung bedarf. Rossini hat in diesem letzten Werk sein ganzes früheres Wesen wie eine erborgte Hülle abgeworfen, er ist ein Anderer geworden, ohne aufgehört zu haben er selbst zu sein. Viele seiner blind enthusiastischen Verehrer wünschen ihm wieder den sorglosen, ich möchte sagen, frevelhaften Leichtsinn seiner Vergangenheit zurück. Ich kann dieser Meinung nicht sein, und ich kann mich nicht entschließen, einem Kunst-

werke, sobald es nicht etwa dadurch trocken und nüchtern geworden, aus seiner Correctheit ein Verbrechen zu machen. Wir behaupten jetzt oft oder, besser, hören es behaupten, Shakspeare wäre nicht er selbst ohne seine Fehler; aber wenn er selbst sich seiner Fehler entledigt hätte, wäre er nicht ein vollkommnerer Shakspeare? Man liebt freilich oft einen Menschen ganz so, wie er ist, mit allen Schwächen; aber die Schwächen isolirt zu vergöttern und gar in die Nachahmung zu übertragen, wenn uns der geliebte Gegenstand als Vorbild dient, das ist ein Irrthum, den wir höchstens der ersten Jugend verzeihen dürfen. Leider gibt es aber in der ganzen Welt alte Kinder genug, die mit diesem Irrthume zu Grabe gehen, und besonders wandeln in unserm lieben Vaterlande Gestalten der Art mehr als zu viel herum.

Doch ich will auf Shakspeare selbst übergehen und Ihnen erzählen, daß gestern zum ersten Mal Shakspeare's Othello und kein anderer, von Alfred de Vigny übersetzt, auf dem Théâtre français aufgeführt worden ist. Die Vorstellung war eine der stürmischsten, die ich je erlebt, und schon der Andrang so ungeheuer, daß der Vorhang sich zweimal hob und zweimal wieder senken mußte, weil selbst die Personen, die Logen und geschlossene Sitze hatten, der ungeheueren Fülle wegen vor dem Theater gar nicht in den Saal dringen konnten. Man fühlte, daß dies nicht die gewöhnliche Schaulust veranlaßt hatte; es galt den Kampf auf Leben und Tod um ein altes, man darf wol sagen, nationelles Princip, und die ganze

Vorstellung glich auch deshalb einer Schlacht, in der bald diese, bald jene Partei behaupten konnte, den Sieg davon getragen zu haben. Die Katastrophe gab endlich den Ausschlag und entschied den Streit völlig für den englischen Zeus, gegen den nun nicht mehr Titanen, sondern dumme Pygmäen zu kämpfen schienen. Es war ein merkwürdiger Abend, und ich habe Sie während der Vorstellung hundertmal an meine Seite gewünscht. Sie hätten wol bald wie ich erkannt, welch ein Charakterzug dieser Nation durchweg fehlt, um den Dichter zu verstehen, der wie Wenige außer ihm das menschliche Herz in seinen geheimsten Regungen erkannt und nachgefühlt und sich eben berechtigt glauben durfte, nichts von Dem zu verschweigen, was ihm wie die herrlichste Offenbarung der Wunder der menschlichen Natur erschien. Da den polirten Seelen der Zuschauer nichts oder nur sehr wenig von der zwanglosen Naivetät des Originals entzogen worden, so gab es häufig Gelegenheit, den faden Unwillen gegen diese sogenannten Verletzungen des bon goût zu äußern. Es wurde gelacht, gepocht, gezischt, gelärmt, und das Publicum geberdete sich eigentlich mit einer wahrhaft Shakspeare'schen Natürlichkeit. Das Motiv des verlorenen Schnupftuches gab auch vielfach Anstoß, und die zärtlichen Bitten der Desdemona, den Cassio wieder einzusetzen, die in ihrer Dringlichkeit tändelnd und verführerisch, so bezeichnend für den Charakter der Frau und das ganze Verhältniß der beiden Gatten sind, wurden höhnisch belacht. Dagegen fühlte das Publicum von vorn herein

die großartige Anlage des dämonischen Charakters des Jago und die Sorgfalt, mit der Alles motivirt ist, was auf diesen bewunderungswürdigen Teufel Bezug hat. Die erhabene Katastrophe vom Morde des Othello bis zum Schluß hin wirkte auf die gewaltigste Weise, und der Name des Uebersetzers wurde auf folgende Art proclamirt: „La traduction de la tragédie du grand Shakspeare est de Mr. Alfred de Vigny.“

Dieses Epithet „grand“ in dem Munde eines französischen Schauspielers macht zwar den Giganten um keinen Zoll wachsen, aber es gab den Romantikern Gelegenheit ein Applaudissement zu erheben, daß die Wände des Hauses erbebten.

Die Sorgfalt der Scenirung, der Glanz der Decorationen und Costume war der großen Aufgabe würdig. Gespielt wurde es nur theilweise gut; indeß werden leider jetzt auch wenige deutsche Bühnen es besser zu geben im Stande sein. Die Mars als Desdemona traf in den ersten Acten den Ton ihrer Rolle nicht recht; aber der Genius war mit ihr im fünften Act, und sie spielte die Scene der Ermordung mit der hinreißendsten Wahrheit, ohne allen Pathos, ergreifend schön.

So viel von fremden Kunstwerken. Ich verspare mir wie die Kinder beim Essen das Liebste, was ich Ihnen zu sagen habe, zum Schluß. Sie fühlen schon, daß ich von dem glücklichen Erfolge des Friedrich in Berlin reden will, den mir mein Bruder sogleich berichtet hat, da er mich genug kennt, um zu wissen, daß mich

das Gelingen eines eignen Werkes nicht mehr gefreut haben würde als das eines Freundes. Lemm soll brav gespielt haben und ist gerufen worden. Der Eindruck soll, wie das Werk, ernst, würdig und großartig gewesen sein. Glück auf, mein theuerer Freund! Nun zürnen Sie dem Theater nicht mehr, und geben Sie sich wieder dem Drama mit ganzer ungetheilter Liebe. Indessen kann ich es freilich nicht beklagen, daß der Waffenstillstand, den Sie mit dem Drama geschlossen hatten, das liebliche Tulifäntchen sammt Ritter Fis und Schlagododro ans Licht gerufen hat. Ich bin stolz darauf, der Erste zu sein, der den Duft dieser Wunderblüthe athmen soll. Schicken Sie es mir bald; ich darf es doch den Freunden hier vorlesen? Dagegen habe ich Ihnen heute die ärgste meiner gedruckten Sünden gesandt — ich meine die Bräute von Aragonien, die ich hier bei einer Dame gefunden habe. Auch ein lithographirtes Manuscript des Struensee, das ich hier gelassen, werde ich Ihnen in diesen Tagen senden, da Sie doch nun einmal meinen poetischen Kindern ein so freundliches Interesse schenken wollen.

Recht herzliche Grüße an Vater Märten und Herrn v. Uechtritz. Wie geht es Alboin und Rosamunde? Treiben Sie unsern Freund, daß er uns sein Werk nicht zu lange durch allzu vorsorgliche Pflege entziehe. Ihre Weste ist nicht vergessen. Sie wartet nur auf eine passende Gelegenheit um wohlbehalten in die liebe Werkstatt zu gelangen und faltenlos des Dichters Brust zu zieren.

20. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 15. November 1829.

Ich hätte schon früher wieder an Sie geschrieben, mein lieber Freund, wenn ich nicht die Caprice gehabt hätte, dem Briefe mein fertig abgeschriebenes und corrigirtes Gedicht beizufügen. Dies geschieht nun zwar heute auch nicht, indessen geht doch der Heldenzwerg mit der fahrenden Post ab und wird Ende der Woche wol in Ihren Händen sein.

Die „Bräute von Aragonien" habe ich empfangen und sogleich gelesen. Meinen herzlichen Dank für die Mittheilung. Die Idee, einmal statt feindlicher Brüder, feindliche Schwestern in Liebe und Eifersucht darzustellen, ist sehr sinnreich und fruchtbar. Denn bei Männern kommt man in dem Sujet nicht über die Klippe hinweg, die in der Darstellung eines verschmähten Liebhabers liegt. Der abgewiesene Mann hat etwas Oedes und Peinliches; man fühlt, daß ein tragischer Held, der aus einem Korbe viel Wesens macht, kein rechter Held sei. Anders ist es mit den Weibern, die bei der Liebe eben in ihrem eigentlichen Elemente sind und sich, abgewiesen, viel genialer

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

gebärden können und dürfen. Was die Ausführung betrifft, so hat mich das Stück erfreut von dem Punkte an, wo es drangvoll und pathetisch wird, die Mordscene ist sehr gut und ebenso Alles, was nachher die Hippolyta hat. Die Exposition finde ich dagegen etwas überladen und nicht klar genug. Im Ganzen steckten Ihnen, als Sie das Stück schrieben, wie es mir vorkommt, die Coulissen noch zu sehr im Leibe. Dies mein Urtheil, das ich offen und freimüthig abgebe, da ich denke, daß unser Verhältniß auf etwas Besserem beruht als auf der Flatterie.

Ganz ungemein werden Sie mich erfreuen, wenn Sie so in Ihren Mittheilungen aus Paris fortfahren, wie Sie begonnen haben. Da ich allem Literarischen bei uns doch so ziemlich achtsam folge, so kann ich Ihnen darüber immer schreiben, und wir bleiben auf diese Weise im Tauschhandel. Die Herren Franzosen scheinen en grand galop eine neue poetische Schule machen zu wollen, wie sie die Constitution vom Jahre 3 machten. Sehr merkwürdig ist auf jeden Fall dieses Ringen um ein frisches poetisches Leben, und man muß das Phänomen aufmerksam beobachten. Doch fürchte ich, kommt bei dem ganzen Spectakel nicht so viel heraus, als die Leute beabsichtigen — eben die Absicht, mit der man das Neue hinstellt oder erreichen will, zeigt, daß der Verstand sehr und das Genie minder thätig dabei ist. Nicht aus einem dunkeln, tiefen und innigen Drange geht diese französische Romantik hervor, sondern aus der Langenweile an den

bis zum Ekel abgegriffenen und durchgeprobten alten Formen, ferner aus einer gewissen Ambition, nun auch auf einmal frei und vielseitig wie die Deutschen und Engländer zu sein. Vielleicht urtheile ich zu einseitig, die unmittelbare Anschauung der Sache mag wol andere Resultate ergeben.

Daß Sie noch nicht recht wieder ins Arbeiten haben kommen können, thut mir leid; entfernen Sie je eher, je lieber den lockern Schaum, den die Gesellschaft im Becher herumpräsentirt, von Ihren Lippen und gehen Sie zur echten Quelle des Lebens und Schaffens. Es war wol natürlich, daß der pariser Trouble Sie Anfangs wieder etwas decontenanciren würde. Hoffentlich ist es jetzt schon anders, und ich denke, Ihr nächster Brief sagt mir, daß Sie mitten in der Arbeit sind. Eine Weltstadt ist der beste Platz für geistige Thätigkeit, man kann dort durch tausend Fäden mit der Welt und den Erscheinungen von ihrer instructiven Seite her zusammenhängen und dann doch sich in der unschätzbaren Freiheit vor allem Kleinlichen und Beengenden in jedem Augenblicke flüchten und retten.

W. Menzel's „Rübezahl" (dramatisches Märchen) las ich in den letzten Tagen. Zuerst das Lob. Ich fand darin manche leichte, schöne und zarte Scene, einiges Lyrische erschien mir sogar vortrefflich. Der Verfasser hat mit G e i s t die Anklänge, die ihm seine Muster gaben, zu verarbeiten gewußt; nach meiner Theorie von Originalität und Nachahmung spreche ich es nicht als einen Vorwurf

aus, daß fast nichts in seinem Werke als eine primitive Schöpfung erscheint. In dem phantastischen Theile des Gedichts erscheint er wenigstens durchwärmt und ergriffen von seinem Gegenstande. Dagegen ist mir die komische Partie fast durchgängig sehr schwach erschienen, ich habe kaum einmal dabei lachen können. Nur der Roman eines Candidaten mit einer Pfarrerstochter in Alexandrinern ist nicht ohne Humor. Sonst dreht sich meist Alles um das Literarische, und Vieles ist subjectiv und unverständlich. Lesen Sie es doch, ich wünschte gern Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Eine ernstere und würdigere Speise war „Göthe's und Schiller's Briefwechsel", 4. und 5. Band, den lassen Sie sich so rasch als möglich kommen; er ist überaus gehaltvoll, und das Interesse, die Bedeutung der Mittheilungen wächst, möchte ich sagen, von Blatt zu Blatt. Ich habe ganz darin gelebt und bin mit einem tiefen und — daß ich es gestehe — wehmüthigen Eindrucke davon geschieden. Die Beiden hatten es noch gut, sie konnten sich noch abschließen und auf das Reingeistige und Ideelle fixiren, während das in unserer realistisch-politischen Zeit schon ganz und gar nicht mehr möglich ist und der Dichter immerfort in den praktischen, von dem Poetischen ganz hinwegführenden Strudel gerissen wird. Unsere Zeit ist höchst eigenthümlich, ich fürchte aber, sie kann keinen Dichter im höchsten Sinne des Worts hervorbringen. Die Wirklichkeit hat sich eine große, ungeheuere Geltung erworben, die nur der Thor leugnen oder bestreiten kann, und ihre Last liegt auf un-

serer Aller Brust. Indessen man thut, was seines Amts ist, und bildet sich, so weit die Umstände es gestatten.

Ihres Antheils an dem passabeln Schicksale des Friedrich in Berlin war ich gewiß; ich danke Ihnen herzlich für den freundschaftlichen Ausdruck Ihrer Gesinnungen. Vom Grafen Redern habe ich darüber ein sehr artiges Schreiben empfangen mit der Aufforderung, alles künftige Dramatische ihm einzusenden. Man müßte also eigentlich das theatralische Eisen jetzt schmieden. Wirklich trifft dieses Aeußere mit steigender innerer Erwärmung für den Schwarzenberg zusammen. Ich studire fleißig am Stoff, der durch ganz originelle historische Figuren, die ich vorfinde, einen eigenthümlichen Reiz und einen Schein von Behandelbarkeit gewinnt, von Seiten des eigentlichen Factums aber höchst spröde sich darstellt. Ich will es ruhig abwarten, ob die Schwierigkeiten mir auf natürlichem Wege verschwinden.

Da Sie Mitglied des Kunstvereins sind, so wird es Sie interessiren, wenn ich Ihnen sage, daß wir unsere Generalversammlung am 28. v. M. unter allerhand Gerede und Hokuspokus abgehalten und darauf die erworbenen 26 Gemälde verloost haben. Leider, bester Freund, kann ich Ihnen keinen Gewinn notificiren. Das Glück war wie gewöhnlich eine Metze und brachte einige der besten Sachen in die Hände der Gevattern Schneider und Handschuhmacher. Die von uns veranlaßte Ausstellung ist recht reichlich beschickt worden, und wir haben einige wirklich ganz vorzügliche Stücke empfangen. Da man aber

Gemälde sehen muß, so mache ich in diesem Briefe keinen Katalog. Im Ganzen hat unser Unternehmen großen Schwung; nur fürchte ich, daß die höhere und idealere Tendenz des Vereins, die Ihnen ja bekannt ist, an dem nüchternen Philisterthume der geliebten Landsleute scheitern wird.

Herr v. Uechtritz hat mir die besten Empfehlungen an Sie aufgetragen. Die „Rosamunde" schreitet jetzt in Prosa voran und steht am dritten Acte; es ist Hoffnung da, daß die Sache denn doch noch zu Stande kommt. Mag Alles wohl und glücklich ausschlagen, ich werde mich mehr darüber freuen, glaube ich, als über eine eigne Arbeit.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie auf kunstbrüderliche Gewissenspflicht mir etwas Gutes über „Tulifäntchen" sagen könnten. Ich fühle mich etwas deprimirt, was Sie auch wol dem Briefe ansehen werden, und bedarf einer Erfrischung. So in der hiesigen Leere, ohne alle Communication mit freien, selbstständigen, gesunden Naturen zu leben, ist auf die Länge eine schwere Aufgabe. Ich suche Austausch, Berührung im Geiste, in der Wahrheit, in den ewigen, eines Mannes allein würdigen Interessen und finde — — doch genug. Schreiben Sie bald Ihrem Immermann.

21. Beilage zur Sendung des Gedichtes: Tulifäntchen.

(Nach der Lesung, damit diese ganz unbefangen geschieht.)

Fragen.

1. Wenn man einmal sich in das Gebiet des Albernen macht, so darf man es freilich so genau nicht nehmen. Indessen muß das Alberne doch immer noch ein Analogon des Natürlichen sein oder mit dem Natürlichen durch einen Zug zusammenhangen. (Beispiel des ersten Falls: Sommernachtstraum; des zweiten: Caliban.) Ist dies nun hier der Fall, oder sind Dinge in dem Gedichte, die widersinnig und forcirt erscheinen? Wo stecken sie, eventualiter?

2. Ist die Verbindung des Lächerlichen mit dem Edeln und Pathetischen (der große Sinn des Helden) überall gehörig geschehen, oder sind disparate Glieder stehen geblieben?

3. Mit Willen ist eine gewisse Bequemlichkeit der Darstellung als dem epischen Gesetze conform gewählt worden. (Wiederkehr der Beiwörter, der verbindenden

Wendungen, Numerus einzelner Theile.) Ist darin nichts übertrieben worden?

4. Welche Specialia in Ausdruck, Vers sind zu rügen?

Mein Trochäus unterscheidet sich von den mir bekannten durch den häufigern Gebrauch der Spondeen, besonders am Ende. Dies ist absichtlich, um dem für leichte lockere Sujets brauchbaren, aber nur gar zu leicht ton= und charakterlos werdenden Metro etwas mehr Consistenz und Masse zu geben. Die Assonanz ist als Emblem, wo sie sich ungesucht darbot, und dann mitunter durch zwei oder gar drei Sylben fortlaufend gebraucht worden, nicht als System. Eine Sprache wie die deutsche, worin der Vocal so wenig herrscht, kann mit der Assonanz nicht viel wirken; sie muß, wenn sie durch den Gleichlaut Effect machen will, vollständig reimen. Es ist daher nicht wohl gethan, auf jene Form Mühe zu verwenden, da sie bei uns doch keine Norm werden kann. Dies meine Ansicht, salvo meliori.

Ihre Bemerkungen bitte ich mit kurzen Worten im Manuscript selbst ad marginem zu machen; Sie werden wol nur nöthig haben vielleicht die Nummer der Frage zu notiren, dann will ich schon selbst sehen, zurecht zu kommen.

Haben Sie aber die Güte, die Handschrift recht bald zu remittiren. Ich wünschte mit dem Dinge so schleunig als möglich Schicht zu machen, und Campe drängt mich.

---

22. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 29. November 1829.

Halten Sie es, mein theuerer Freund, für eine der rein- sten Empfindungen meines Herzens, wenn ich Ihnen ge- stehe, daß der Empfang Ihrer Briefe hier zu meinen größten Freuden gehört. Nehmen Sie deshalb meinen innigsten Dank für Ihre letzte Mittheilung, die mich an dem Tage traf, an dem ich mir vorgenommen hatte, Ih- nen zu schreiben. Suchen Sie den Grund, daß ich dies länger als gewöhnlich zu thun unterlassen hatte, in nichts Anderem als einer gewissen Armuth des Stoffs; denn ich kann mich nun einmal von der Eitelkeit nicht freisprechen, in meinen Briefen aus Paris, wenn ich es auch durch nichts Anderes sein kann, doch wenigstens durch den Stoff selbst in- teressant zu scheinen. Indeß sind die beiden großen Vorraths- kammern unseres gemeinschaftlichen Interesses, die Literatur und das Theater, so spärlich gefüllt worden, daß ich wenig daraus entnehmen kann, das sich verlohnte nach Deutsch- land berichtet zu werden. Der Erfolg eines Vaudevilles wie „Marie Mignot" oder eines poetischen Pamphlets

wie „Waterloo à Bourmont" ist es nicht werth, daß wir ihn, wie Sie zu sagen pflegen, durch unsere Worte vergolden. In der Politik geschieht nichts, was so eigentlich an das Herz des Landes dränge. Ein solcher Ministertausch wie Mr. de Montbel für Mr. de Labourdonnaye, oder ein Zuwachs wie der des Guernon de Ranville ist nicht eben mehr oder weniger als ein winziges Tröpfchen Blut in den Adern des Staatskörpers, das seinen belebenden Herzschlag um nichts verringert oder vermehrt. Sollten seinem innern Organismus Veränderungen bevorstehen, so können diese nur durch sein eigentliches Lebensprincip, die Kammern, bestimmt werden, und so wird ihre Eröffnung erst über die Furcht und Hoffnungen der Parteien entscheiden.

Indeß füllen sich die Salons. Der schöne November, der uns wol kalte, aber helle und erquickliche Tage gebracht hat, naht sich seinem Ende; Alles kehrt nun vom Lande zu den geselligen Freuden zurück, und leider hat mich ihr Strudel schon aufs unvermeidlichste mehr als billig ergriffen. Dazu kommt, daß ich jetzt einen alten bösen Tik meines faulen Körpers überwunden habe und mich nun fast täglich der Passion des Reitens mehre Stunden ergebe. So zeitraubend das auch ist, so sehe ich doch daraus einen so großen Nutzen für meine Gesundheit jetzt und künftig erwachsen, daß ich gerne das ergreife, was den alten Adam der Trägheit in mir zu ertödten geeignet ist. Meine tragischen Arbeiten werden dadurch wenig gefördert; indeß verliert doch wahrhaftig

die Welt dadurch weniger, als ich durch das Reiten gewinne.

Mit meiner Tragödie bin ich nun wol um einen halben Act weiter gerückt, seit ich Düsseldorf verlassen; indessen bin ich doch noch nicht zum dritten Aufzug gelangt, und der eigentliche Conflict der Leidenschaften soll erst beginnen. Die Inspirationen des Treibens, in dessen Mitte ich mich befinde, befördern nicht gerade eine Arbeit dieser Art und würden eher humoristische Conceptionen oder Stoffe von welthistorischer Bedeutung begünstigen. Indessen werde ich das Stück nicht fahren lassen und es gut oder schlecht, wie es die capriciösen Musen wollen, vollenden. Ob das nun, wie ich es mir vorgenommen, noch vor dem Schlusse des Jahres geschehen wird, möchte ich fast bezweifeln, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie wehe das meinem vorurtheilsvollen Herzen thut. — Indeß ich nun mit der größten Sehnsucht „Tulifäntchen" erwarte, sende ich Ihnen eine phantastische Romanze, die ich bereits in Aachen selbst, wo sie entstanden, vollendet hätte, wenn mir nicht ein fataler Kopfschmerz durchs Gehirn gefahren wäre. Ich habe also mein deutsches Lied auf französischen Gassen beendigt. Die Wehmuth über den völligen Verfall der eigentlichen deutschen Historie in der neuen deutschen Staatenbildung wird Sie vielleicht einen Augenblick bei mir zu finden überraschen, doch hoffentlich nicht befremden; denn bei aller Weltbürgerlichkeit meiner Gesinnungen und Lieder möchte ich doch um Alles in der Welt nicht, daß der Grundton meiner Seele

kein deutscher wäre. So mag er denn auch einmal aus andern Stimmen hindurch klingen. Möchte er Ihnen nicht wie ein Mißklang ertönen. — Ich habe mich durch den Erfolg der schönen Romanze: „Die nächtliche Heerschau", von Zedlitz, nicht abschrecken lassen, den schönen geisterhaften Rythmus dieses Liedergenres zu gebrauchen. Ich denke, Sie finden außerdem nichts eigentlich Imitatives in dem Gedichte, bei dem ich Sie bitten möchte, Pathenstelle zu vertreten, d. h. dem Kinde einen Namen zu geben. Ich bin in Verlegenheit um einen guten Titel. Daß Friedrich Barbarossa dem aachner Dom einen goldenen Kronleuchter geschenkt hat, der über Karl's des Großen Grabe hängt, wird Ihnen wol aus dem Gedichte selbst klar werden, und Ihr feines Ohr wird auch wol die Assonanzen nicht überhören, die, glaube ich, die reimlosen Zeilen harmonischer machen.

Also Sie bleiben dem grandiosen Stoffe des Schwarzenberg treu? Wenn ich nicht fürchtete, daß Sie mir sehr böse würden und mich wieder wie einen trockenen Rigoristen tractirten, so möchte ich Ihnen wol einen historischen Scrupel äußern; ich erwähne ihn indeß nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß meines lieben Gestrengen, und nicht, bevor ich weiß, ob Gallus und Cosmar sich in Ihren Ansichten über den gewaltsamen Tod des Helden begegnen oder widersprechen. Eine Recension über Cosmar's Werk im Literaturblatte veranlaßt mich Ihnen diese Frage zu stellen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, welch eine Sehnsucht

ich nach den beiden Bänden des Schiller- und Göthe'-schen Briefwechsels empfinde! Es wäre recht freundlich, wenn Sie sie mir unter Kreuzcouvert per Reitpost senden wollten; Sie sollen dafür mit Ihrer schönen Weste auch die beliebten Cigarren erhalten, um welche ich indeß erst nach London habe schreiben müssen, da sie nur dort zu haben sind. Der 4. und 5. Band des Briefwechsels ist, das fühlen Sie, nicht blos mit papiernen Röhrchen, die verdampfen, zu bezahlen; also bitte ich Sie, führen Sie ordentlich Buch, damit ich meine Schulden, wenn es Ihnen beliebt, abtragen kann.

Was Sie mir von Graf Redern schreiben, freut mich umsomehr, da er Ihnen wieder die Lust zum Drama eingeflößt hat. Auf diesem Felde der Poesie wird doch wol noch die beste Ernte zu halten sein.

Nach Tulifäntchen schmachtet außer mir noch ein ganzer Damenkreis. Erwarten Sie nur von mir für den süßen Kleinen keine andere als eine rein väterliche Aufnahme. Ich habe den besten Willen, ihm um seiner unendlichen Liebenswürdigkeiten willen selbst alle kleinen Schwächen zu vergeben, die er doch als ein Erdenkind haben dürfte. Wie er ist, will ich ihn an mein Herz drücken und lieben und ihn vorziehen und, wie man zu sagen pflegt, ihm nichts anhaben lassen.

23. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 3. December 1829.

Mein theuerer Freund! Der kleinste, aber der liebenswürdigste aller Helden ist endlich gestern bei mir angelangt, und ich habe, nachdem ich ihn mit Hast seines wachsleinwandenen Reisejäckchens entkleidet, sogleich die reizende Beschreibung seines Lebens nicht gelesen, sondern verschlungen. Ich möchte Sie mit Lob überschütten, mit Lob, das so recht eigentlich die nothwendige Frucht einer poetischen Saat ist, die auf den Boden eines empfänglichen Gemüthes gestreut worden. Ehe ich nun aber das Lob vereinzelne und theile, lassen Sie mich das allgemeinste und nach meinem Bedünken für alle literarischen Erzeugnisse das höchste aussprechen, nemlich das, daß Ihr Gedicht von Anfang bis zu Ende von dem größten Interesse ist, daß es von seiner Geburt bis zu seinem Tode einen Antheil für seinen Helden und dessen Umgebung fodert, der bei dem Drama nicht drängender und spannender sein könnte. Dies Interesse liefert nun auch

den besten Beweis, daß es Ihnen gelungen, in den Pygmäen und Kolossen lebendige Gestalten zu zeichnen, die nur der Gestalt nach der Fabel angehören, der Empfindung nach aber Menschen sind und grade durch die märchenhafte Verbindung ihrer Form und ihres Wesens einen unendlichen Reiz gewähren.

Und welch ein majestätischer Strom von Poesie rauscht durch diese Zauberlandschaft, schwillt hier zu tragischen Höhen hinan, windet und schlängelt sich dort in ironischen Krümmungen, lockt uns mit schalkhaftem Eigensinne oft vom Wege ab! Aber wohin wir ihm folgen, überall blüht und duftet es in seiner Nähe — er ist keine müßige Zugabe der Gegend, er adelt und verschönt sie überall. Sie geben oft wie ein reicher Mann, mehr zu viel als zu wenig. Aber nur Ihre Neider mögen darüber mit Ihnen rechten; ich fühle mich nicht aufgelegt, Ihnen den Ueberfluß, der mich erquickt hat, zum Vorwurfe zu machen.

Sie haben es gewollt, und so habe ich meine oft sehr ans Kleinliche grenzenden Bemerkungen an den Rand des Manuscriptes (bei der ersten Lesung) mit Bleistift geschrieben. Sie betreffen meistentheils kleine Flüchtigkeiten des Ausdruckes, enthalten auch wol oft kleine Vorschläge zu kleinen Aenderungen. Ehe Sie aber das Manuscript erhalten, das ich nicht vor Sonntag abschicken kann, fühle ich mich gedrungen, Ihnen die Fragen Ihrer Beilage zu beantworten; also:

1. Es wird schwer sein, eine so schwere Aufgabe, als Sie sich gestellt hatten, glücklicher zu lösen. Das

Alberne scheint mir überall im Laufe der Dichtung aus dem Natürlichen zu entspringen und immer wie ein Füllen mit seinem mütterlichen Rosse vereint zu traben. Es gebärdet sich oft, als wollte es fort, läuft aber immer, oft mit den ergötzlichsten Sprüngen, zur Mutter zurück. Nur in einer andern Beziehung finde ich einige Abschweifungen tadelnswerth; es sind dies aber nicht Auswüchse des Märchenhaft-Albernen, sondern Excrescenzen der modernen Ironie. Dazu rechne ich die Erinnerungen an die Stael und ihre Werke und einiges Aehnliche, das ich sorgfältig am Rande notirt habe, und das Sie, dünkt mich, als disparate Glieder des wohlgebauten poetischen Körpers wegschneiden können.

2. Die Verbindung des Lächerlichen mit dem Edeln ist überall gehörig geschehen. Nur eines — und ich bin so frei Sie deshalb auf meine Anmerkung im Manuscripte zu verweisen —, das Gefängniß des Helden, in das ihn Balsamine steckt, scheint mir eine Lücke in der Kette dieser glücklichen Verbindungen zu sein. Ich fühle sehr wohl, daß Sie zur Katastrophe und Apotheose des Helden eine Schmach bedürfen; aber daß er diese grade in einem Strickbeutel erleben muß! Ein Strickbeutel, der sich an und für sich schon nicht in den Händen der lavendelduftigen Fürstin befinden sollte, und der, da er zum Behälter lebloser Dinge dient, den Helden gewissermaßen auch in die Kategorie solcher Objecte wirft; ein Irrthum, vor dem Sie bis dahin die Musen so glücklich gehütet hatten. Sein eingeklemmtes Heldenthum in dem

Folianten, seine kleine Eifersucht in dem großen Helme — das alles hat etwas Antheilerregend = Rührendes. Aber wenn man sich den Helden zwischen Strumpf und Schnupftuch in einem seidenen Beutel denken muß, so schrumpft die liebliche Gestalt, für die man sich so lange interessirt hat, zu einem Püppchen zusammen. Sie haben freilich später alles Mögliche gethan, um ihn wieder interessant zu machen, und seine heldenhaften Entschlüsse in dem Beutel sind wieder lebendig und wahr; aber ich wage es doch, Ihnen, der Sie so leicht und glücklich zu ändern vermögen, den Vorschlag zu machen, hier ein neues Motiv zu suchen. Ich glaube, Sie finden es bald, wenn Sie anders meinen Tadel als gegründet anerkennen.

3. In der Bequemlichkeit der Darstellung, die Sie mit Recht dem epischen Gesetze conform halten, ist nichts übertrieben.

4. Die Specialien, die im Ausdrucke zu rügen sein dürften, habe ich am Rande mit Bleistift notirt. Alles nach der ersten Lesung, also dem ersten Eindrucke folgend= wie es die gewöhnlichen Leser zu thun pflegen. Uebrigens wiederhole ich Ihnen, daß ich mit einer vielleicht zu kleinlichen Gewissenhaftigkeit verfahren bin — kehren Sie sich also nicht immer an meine Bemerkungen und persönlichen Zweifel, die oft irren dürften. — Ich darf mir indeß das Zeugniß geben, mit Liebe gelesen zu haben und ohne Rücksicht dem Impuls meines Gefühls gefolgt zu sein, wenn ich den Bleistift zur Hand nahm.

Noch an demselben Abende der Ankunft las ich, trotz eines unseligen Katharrs, der mich seit einigen Tagen plagt, das ganze Gedicht meiner Mutter und Schwägerin in einem Zuge vor, und es hat bei beiden Damen die höchste Spannung und das größte Interesse erregt. Bei der Romanze: „Die Prinzessin und der Rinderbraten", haben wir Alle bis zu Thränen gelacht, und die Anmuth der Poesie in den zarten und ernsten Stellen hat den Weg zu den Frauenherzen schnell und glücklich gefunden. Ein Bürge für den Erfolg des Gedichtes in der Lesewelt. Morgen lese ich es in einem größern Kreise, wenn mein Unwohlsein es nur irgend gestattet.

Nun, mein lieber Freund, ein herzliches Wort des Dankes, nachdem Sie unverhohlen Lob und Tadel empfangen. Sie geben dem liebenswürdigen Helden bei seinem Ausfluge in die Welt ein Wort an mich mit auf den Weg und fügen so meinen Namen einer so geistreichen poetischen Schöpfung hinzu. Ich weiß kaum, wie ich einen solchen Beweis Ihrer Freundschaft vergelten soll. Wenn auch das erste Blatt von meiner nächsten Tragödie Ihren Namen trägt, das ist ein schlechter Lohn für Ihren Liebesdienst. Sie haben meinen Namen auf Granit geschrieben, und ich kritzle den Ihrigen dafür auf Sandstein. So werde ich in Ihrem Werke leben, während Sie in dem meinigen verwittern. Dafür lebt Ihr Werk — und wer weiß wie schnellem Tode das meine geweiht sein wird. Nun, die fata libellorum müssen wir den Menschen — leider! — anheimstellen. Was wir

uns aber einander sind, das, denke ich, ist über das gemeine Urtheil der Welt erhaben und unabhängig von diesem unerfreulichsten aller Richter. Vielleicht empfangen Sie wieder ein paar Zeilen nach der Lecture von Morgen, wenn sie anders meine heisere Kehle prästiren kann.

24. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 7. December 1829.

Für das mir mitgetheilte Gedicht danke ich Ihnen sehr. Die Idee ist schön und poetisch, und das Bild, wie der Kaiser zuletzt sich wieder in seiner Schlafstätte zurecht legt, hat etwas Naiv-Großes. Eine Imitation von Zedlitz finde ich durchaus nicht; es haben schon mehrere Dichter vor ihm Regenten in Balladen aus ihren Gräbern aufsteigen lassen, ohne daß man ihn der Nachahmung bezüchtigen konnte; mit welchem Rechte wollte man das also gegen Sie erheben? — Das ist auch so ein Schreckbild der neuesten verkehrten Tage — die sogenannte Nachahmung; man bedenkt nicht, daß Alles in der Kunst von Nachahmung anhebt, und daß das Werk keines Meisters von sich datirt. — Ich habe mich also an der Ballade wahrhaft erfreut und finde, daß sie — eine der schönsten werden kann, die wir besitzen. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel. Sie scheint mir noch nicht ganz fertig zu sein. Der Kaiser sucht sein altes, eines und untheilbares Reich und findet den Rhein hin-

auf und links und rechts ab kleinliche Separatstaaten. Das ist doch, nüchtern und trocken ausgedrückt, die Idee des Gedichts? Diese ist nun nur bei Köln marquant genug durch die preußische Wache ausgedrückt, bei den übrigen Städten fehlt das eigentlich Significante. Mich dünkt, das darmstädtische, frankfurtische, dreiherrisch-mainzische und endlich das baierische Deutschland muß ebenfalls durch Anspielung auf Wappen, Zeichen u. s. w. angedeutet werden. Freilich gibt es dann ein politisches Gedicht; das soll es denn doch aber auch sein, und die preußische Wache bezeichnet es als solches. Diese steht nun bis jetzt isolirt da und hat in den übrigen Städten keine Gegenbilder.

Sollten Sie meine Ausstellung begründet finden, so beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Die Hauptsache bei einem Gedichte ist die Idee, diese ist da, der suchende Kaiser hat etwas Poetisches, Würdiges; bei der Ausführung läßt sich leicht ändern und ergänzen. Die Assonanzen zwischen den Reimen machen sich gut, warum haben Sie dieselben nicht auch in den letzten Versen beibehalten? — Schadow, dem ich die Ballade mittheilte, war mit mir in Lob und Tadel übereinstimmend; Herr v. Uechtritz hat sie noch nicht gelesen.

Daß Sie reiten, mein Freund, ist gut; ich lasse aber nicht nach und sage, bis Neujahr muß die Tragödie fertig sein, sonst erkläre ich Sie für einen Refractair. Thun Sie mir den Gefallen und seien Sie kein Faulenzer! Ich will Ihnen Ihre Soirées nicht verleiden, so

viel ist aber richtig, daß Sie durch eine neue, mit Ernst, Kraft und Liebe vollendete Dichtung mehr lernen und profitiren als durch alle hohe und höchste Zirkel der ganzen Welt. Vor allen Dingen erhalten Sie sich eine frische Lust und Hoffnung zu Ihrem Berufe, kränkeln Sie sich nicht durch Zweifel hin. Wenn Ihnen an meinem Urtheile etwas liegt, so sei es wiederholt, daß ich selten Jemanden in so direct aufsteigender Linie habe vor- und fortrücken sehen als Sie. Wenn die neue Tragödie ein ähnlicher Fortschritt wird, wie es der Struensee war, so wird sie etwas sehr Vollkommenes. Kümmern Sie sich nur nicht um das Schicksal Ihres Werkes, das ist freilich wie im Lotto; aber bis jetzt ist noch nichts für die Dauer verloren gewesen, wohinein ein Mensch seine Seele gelegt hatte.

Mit Ihren Einwendungen gegen Schwarzenberg können Sie getrost kommen, denn das Sujet ist so gut als aufgegeben. Außer dem Mangel an einer eigentlich tragischen Katastrophe — der Geschichte gemäß — erscheint auch in dem Stoffe der Mangel eines tragischen Haupt- und Grundverhältnisses, woraus eine Katastrophe hätte entstehen können, und welches, wenn es vorhanden gewesen wäre, allenfalls das Hinzudichten einer Katastrophe würde haben entschuldigen können. Schwarzenberg erscheint denn doch aber nur als Minister, der, vielleicht dem Drange einer ungeheuern Zeit nicht gewachsen, sich in der Wahl seines politischen Systems vergriffen hat — vielleicht auch nicht. Der Geschäftsmann ist da, aber nirgends eigent-

lich der proprio motu handelnde Held mit tragischen Affecten und Passionen; die Sache ist also ajournirt. — Dagegen hat sich meiner die Geschichte von Peter dem Großen und seinem Sohne Alexis mit vieler Stärke bemächtigt. Ich habe die Intentionen der Scenen bis zum Ende des zweiten Acts aufgeschrieben. Hier wäre nun eine tragische Handlung und Katastrophe gegeben, auch hat die naive Barbarei aller in den Cyklus des Stücks fallenden Charaktere etwas Piquantes und Anziehendes. Freilich liegt nahe an dem Wege, den man da fährt, der Gasthof zum Infanten von Spanien, indessen würde man darin denn doch wol nicht einzukehren brauchen. Sagen Sie mir doch, gibt es dort vielleicht Handlungen, wo man ältere Sachen bekommen kann? Ich möchte so gern noch lesen: „Peter Mury Bruce Memoirs" (London, 1782); „Manifeste du procès criminel du Czarewitz"; „Mémoires de Catharine I par un officier, temoin de ce qu'il écrit"; „Mémoires d'un résident Allemand près de Pierre le Grand". Wäre es vielleicht möglich diese Sachen, oder etwas davon dort aufzutreiben? Sie könnten mir einen überaus großen Gefallen thun, wenn Sie die freundschaftliche Güte haben wollten, sich geeigneten Orts danach erkundigen zu lassen.

Von Herrn v. Normann aus Aachen lief in diesen Tagen ein Brief hier ein. Er scheint sich in unsrer Gesellschaft sehr gefallen zu haben. Uebrigens ist er mißmuthig und verzagt, wahrscheinlich wegen der Anfeindun-

gen, die er von den guten Aachnern seines Journals halber auszustehen gehabt hat. Auch von Heine kam nach der Aufführung des „Hofer" in Hamburg ein Brief hier an. Mit dem Hofer ist es ganz passabel gegangen. Bis zum fünften Acte sogar sehr gut, der fünfte hat am wenigsten gefaßt.

Soweit hatte ich geschrieben, als ich Ihren letzten Brief erhielt. Herzlichen Dank für Ihre Wärme und Theilnahme und alles gespendete Lob! Ich lasse mich so überaus gern loben. Ihre Bemerkungen werde ich gewissenhaft benutzen; die mit dem Strickbeutel geht mir freilich hart ein, da der Held ohne Schmach, wie Sie selbst anerkennen, nicht apotheosirt werden kann, und die Schmach nach der Oekonomie des Ganzen doch auch etwas Komisches sein muß. Nun, wir wollen uns das Ding überlegen. Soll ich den Helden in ein Vogelbauer stecken, oder in einem Strumpfbande geschnürt vor dem Fenster aufhängen lassen? Draußen muß er denn doch einmal hängen, sonst kann ihn die Wolke nicht sehen, und die ganze Lösung des Knotens fällt über den Haufen. Es ist mir eine wahre Herzensfreude, daß Ihnen das Zeug so gefallen hat. Meine Freunde sind mir wirklich die ganze Lesewelt.

25. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 8. December 1829.

Heute, mein theuerer Freund, hat Tulifäntchen seine Rückreise nach Düsseldorf angetreten; nehmen Sie nochmals meinen innigsten Dank dafür. Er hat ungemeines Glück in der Gesellschaft gemacht, in der ich Ihr reizendes Gedicht gelesen. Koreff, der unter den Zuhörern war, war entzückt über die Fülle des Humors und die Anmuth der Phantasie, die es zu einer ganz eigenthümlichen Schöpfung machen. Ich selbst habe mich nun so ganz hineingelesen, daß ich mit erneutem Vergnügen jeder Intention, jeder Andeutung des Dichters gefolgt bin.

Es ist eine höchst seltene poetische Verschmelzung, mit allem Zauber phantastischer Lyrik eine wahrhaft universelle Satyre vereinigt zu haben. Ich möchte sagen, daß in dem Gedichte fast kein Gebrechen der Zeit ungerügt geblieben — und doch geschieht dies mit so harmlosem Humor; in den duftenden Trank, den Sie uns im goldenen Becher der schönsten Verse kredenzen, ist kein Tröpfchen Galle geflossen, 'und selbst die Indignation über manch

thöricht Treiben unserer Zeit spricht sich mit schalkhaftem Lächeln aus.

Je weniger Ihr Gemüth in der letzten Zeit, nicht immer ohne gegründete Veranlassung, frei von bitterem Gefühle war, um so verdienstlicher ist grade dieser Ihr poetischer Sieg. Er ist um so erfreulicher, da man Ihrem Gedichte auch nicht mal die Ueberwindung eines Kampfes anmerkt. — Mit Bemerkungen im Manuscript bin ich sehr freigebig gewesen. Oft habe ich mit schroffen kurzen Worten meine Ansicht ausgesprochen; indeß ließ weder Raum noch Zeit eine andere Weise zu. Ich muß Ihnen wie Molière seinem Dandin zurufen: tu l'as voulu; aber ehrlich will ich Ihnen gestehen, daß mir meine oft zu große Freimüthigkeit nicht die Besorgniß erregt, als könnten Sie dieselbe übel nehmen. Was ein Freund bei den Handlungen und Werken eines Freundes empfindet, soll er das Recht haben ihm sagen zu dürfen, und sich's dagegen auch nicht verdrießen lassen, wenn sein Rath als unnütz verworfen wird. — So lassen Sie uns Beide, so lange kein Dämon zwischen uns tritt, aufrichtig gegen einander sein und dabei unsere innere Selbstständigkeit bewahren und uns hüten, daß unser schönes Verhältniß nicht durch conventionelle oder sentimentale Rücksichten weniger lauter und wahr werde. Ich denke, diese Ansicht ist so ganz die Ihre, daß ich posttäglich erwarte, in Ihrem nächsten Briefe über meine anscheinende Trägheit tüchtig gescholten zu werden. Ich empfinge dann nur, was mir gebührt.

Einen großen, für mich tief erregenden Genuß habe ich in diesen Tagen gehabt, von dem ich Ihnen trotz Ihrer eigentlichen Aversion vor Musik reden muß. Ich habe nämlich hier im italienischen Theater die schönste Vorstellung des Don Juan gehört, die vielleicht das Meisterwerk jemals auf irgend einer Bühne erlebt hat. Drei vortreffliche Sängerinnen, die Sontag, Malibran und Heinefetter, sangen die Rollen der Anna, Zerlina und Elvira. Auch die Männerrollen waren in den besten Händen, so daß nichts fehlte, um dies himmlische musikalische Gedicht in seiner größten Vollendung wiederzugeben.

Diesmal war es nicht allein eine welthistorische Stimmritze, die die alte Gassenvettel, Publicum, aus ihrer Lethargie aufgekitzelt — nein, es war der musikalische Kronide, der seine Tonblitze in alle Herzen schmetterte, daß sie zu Flammen des Entzückens aufloderten. Und lassen Sie uns billig sein, welch ein tragisches Gedicht hat je einen tiefern und erhabenern Ausdruck für die tiefsten und erhabensten Empfindungen gefunden, als hier der deutsche Halbgott, der in einem ungekannten Grabe modert, der in den kümmerlichen Tagen seines kurzen Daseins mit Schmach und Entbehrung in unserem dumpfen Vaterlande gekämpft hat! Sind Antigonens oder Opheliens Klagen erschütternder und wahrer als die der Donna Anna, wenn sie über die Leiche ihres Vaters hinsinkt? Und die unendliche Tiefe der Charakteristik, inmitten der contrastirendsten Leidenschaften! Mit welcher

Consequenz ist nicht der schauerige Leichtsinn des vornehmen Frevlers durchgeführt! Mit welchen Tönen er bald schmachtet, bald verführt, bald in taumelnder Verruchtheit jubelt, bis der Geisterklang an sein Herz schlägt! Und diese Töne der Geisterwelt — und die Eifersucht Elvirens — und Zerlinens Anmuth — es ist in dieser Musik das tiefste Geheimniß der Poesie offenbart. Hier ist an der Quelle des Lebens unmittelbar geschöpft worden, kein Dichter hat etwas vor diesem Musiker voraus; es handelt sich hier nicht mehr um ein bloßes Begleiten gegebener Situationen, um den Ausdruck dieser oder jener Empfindung. Mozart ist das Verständniß des Gestaltenzeichnens aufgegangen. Er bildet Menschen aus Tönen im Don Juan; darum berechtigt mich dies Werk, ihn in dem größten Umfange des Wortes einen musikalischen Shakespeare zu nennen. Wohl uns, daß es keinen zweiten gibt; die Gattung der Tragödie könnte mit der Gattung solcher Opern, wie Don Juan, nicht gleichen Schritt halten.

Die Sontag, die jetzt keinem ihrer Bekannten ein Hehl daraus macht, daß sie die Gräfin Rossi, die Frau des sardinischen Geschäftsträgers in Brüssel ist, hat sich durch ihre jüngste Darstellung der Donna Anna sowol in Spiel als Gesang in die Reihe der ersten Künstlerinnen ihrer Zeit gestellt und sich in beiden zu dem Pathos der recitirenden und lyrischen Tragödie erhoben. Man kann nichts Edleres und Feineres denken als die Art und Weise, mit der sie bei der geheimen Ahnung des Ver-

brechens dem Don Juan nach dem Morde begegnet; nichts Erschütternderes als den Vortrag ihres Duetts mit dem Octavio, in dem sie ihn zur Rache auffoderte, und des Recitativs, in dem sie den frevelhaften Versuch des Don Juan erzählt. Bei den Worten: „Er ist der Mörder meines Vaters" (die im Italienischen „egli é il carnefice del padre mio" heißen), ergriff die Menge ein wahrer Wahnsinn der Begeisterung. Die Crelinger ist nun nicht mehr allein die erste tragische Schauspielerin Deutschlands, sie hat, wer hätte es glauben können, in der Sontag eine Nebenbuhlerin erhalten. So lehrreich kann in der Kunst wie im Leben die Schule des Unglücks werden.

Es gibt, dünkt mich, nur eine allerhöchst privilegirte Menschengattung, die von dieser Schule einen Nutzen ziehen will. Für diese bleibt selbst die Geschichte ein ungeschriebenes Buch oder besser ein bestaubter Foliant, den man nicht liest, weil man seine Wahrheiten und seine Langweile fürchtet. Hier wenigstens findet meine Behauptung ihre vollkommenste Anwendung. Man braucht hier keine Tulifäntchen, um die Fliegen zu tödten; da der Reichsapfeldosenträger ungemeines Vergnügen an der Jagd findet, so setzt er die Fliegen vielleicht in die Kategorie der Rehe und erlegt sie mit höchsteignen Händen. Außerdem legt man an nichts Hand an oder, was noch schlimmer ist, überläßt das Steuer des mächtigsten Staatsschiffes unseres Welttheils einer Rotte, die es nachgerade inmitten der See dem Willen der Wellen überlassen

muß. Da dieser Zustand indeß für die, so im Schiffe sitzen, kaum ertragbar ist, so erwartet man von Tage zu Tage andere Steuermänner.

Vielleicht sage ich Ihnen schon im nächsten Briefe, wer dazu bestellt worden.

26. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 12. December 1829.

Ich erwarte mir, mein theuerer Freund, einen tüchtigen Sermon für meine Apologie des Don Juan; nicht als ob Sie sich überhaupt unempfindlich gegen die Schönheiten dieses Kunstwerkes zeigen würden, sondern weil ich nach Ihren ästhetischen Ansichten die Gattung selbst zu hoch gestellt haben dürfte. Verstehen wir uns wohl!

Ich habe zu den Beweisen, die ich für die Vortrefflichkeit des Werkes aufstellte, nicht alle Gründe zu Gunsten meiner letzten Behauptung aufgeführt, die ihr in Ihren Augen Kraft geben könnten. Ich habe es nicht gethan, weil ich den ganzen Brief fast in einer Stunde der schmerzlichsten Zahnpein schrieb, die mich aus dem Bette gegeißelt und mich grade so lange verlassen hatte, um mich mit Ihnen unterhalten zu können.

Den Tag nachher ließ ich mir schnell das unnütze Meuble aus dem Munde schaffen; aber es stellte sich trotz dem ein so ungeheuerer Schmerz ein, daß ich erst vierund-

zwanzig Stunden darauf, nachdem sich eine ganz ungewöhnliche Blutung Bahn gebrochen, Ruhe bekam. Nun drängte es mich, meinen Brief zu schließen, und erst heute fiel es mir bei, wie viel mir noch zu sagen übrig geblieben.

Ich widerrufe nichts — aber ich wiederhole, daß die Tragödie in dem Kampfe mit einer Reihe von Opern wie Don Juan vor dem Volke erliegen müßte, weil die letztere Gattung um einen Sinnenreiz reicher wäre, den unsere ästhetische Tragödie im Allgemeinen das Recht zu verschmähen hatte, je mehr er zum empörendsten Mißbrauch Anlaß gegeben hat und mehr oder minder selbst von den bessern Adepten der modernen Lieblingsgattung herabgewürdigt worden ist. Indeß fordert das Volk — ich nehme es hier im großen Sinne des Wortes — diesen Sinnenreiz, und ich bin (auf die Gefahr hin, daß Sie mich einen Liberalen schelten, spreche ich es aus) sehr geneigt zu glauben, daß die Foderungen des Volkes selbst in der Kunst auf einen tiefen innerem Bedürfniß beruhen, das der Künstler nicht durchweg unbefriedigt lassen darf, wenn er es als einen integrirenden Theil seines himmlischen Berufes betrachtet, auf das Volk zu wirken.

Die Historie, so breit wie der Weg auch anscheinend sein mag, wird uns doch wol am kürzesten zu dem Ziele des Beweises meiner Behauptung führen.

Wie und auf welche Weise empfingen denn die Griechen die Tragödie in der Darstellung? In dem reizenden Gewande eines volksthümlichen Spieles; dem anziehenden

Zusatz eines Gerichtes, das aus den ersten Männern der Nation bestand, und das der Dichtung, indem es auf dem Schauplatz selbst sein Urtheil sprach und seine Preise austheilte, einen historischen Werth verlieh. Dazu gesellte sich die Begleitung des Chores; ein so vorherrschendes musikalisches Element, das der Mann, der dem Drama seine Ketten geschmiedet hat, Aristoteles, die Musik als einen unerläßlichen Bestandtheil der Tragödie erklärt. Und die Griechen haben sich von allen Völkern der Erde ihren Dichtern als das antheilvollste Volk bewiesen, und sie standen auf dem höchsten Gipfel ihres politischen Lebens, in der Blüthe ihres geistigen Gedeihens, als die Tragödie grade so und nicht anders von ihnen erzeugt und verherrlicht wurde.

Ihre herrschsüchtigen Affen, die Römer, hatten ihren euripidisirenden Seneca und eine gräcisirende Bühne. Nun kam das Christenthum und schuf die Welt aufs neue — grade wie beim ersten Schöpfungstage. Es bedurfte für seine neue Weltordnung eines neuen Chaos. Daß da nicht gleich von der Tragödie und der Poesie in höchster Instanz die Rede sein konnte, war begreiflich. Wir überfliegen die entsetzliche Völkerwanderung, die Gräuel der byzantinischen Zeit, die erste Rohheit des Mittelalters. Zuerst erscheint die Poesie wieder ein verfolgter Fremdling auf der Welt; aus dem Schacht der religiösen Irrthümer, aus dem Blutstrom des großen Kampfes um die Herrschaft der Welt, die sich Kaiser und Papst wie einen Ball zum Spiele aus den Händen reißen, taucht Dante's Rie-

sengestalt auf, und bald mit ihm die lyrische Poesie und das Epos in mannichfacher Weise.

Diese Poesie aber konnte nur den Eingeweihten gehören; ins Herz der Völker vermochte sie in dieser Form, unter den bestehenden Verhältnissen des kampfbewegten Lebens nicht zu dringen; bis endlich das sechzehnte Jahrhundert in seiner ganzen künstlerischen Schöne aufging. Mit ihm erzeugte sich das Drama wieder in der Gestalt, in der wir es überkamen. Aber damals mußte der Reiz dieser Form ein unendlicher sein; die Kunst war noch so jung für diese Gemüther; jeder ihrer Reize wurde um so anziehender, je mehr man sich vorher an ganz andern Dingen ergötzt hatte. Kaum noch erholt von den blutigen Unterhaltungen der ritterlichen Spiele, empfingen die Nationen mit behaglicher Ruhe, ohne eigentliches Entzücken in raschen Zeitläufen Shakespeare's, Corneille's, Calderon's erhabene Spiele. Mit welchem äußern Zauber mußten sie umkleidet werden, welche Macht darstellender Talente gehörte dazu, um sie zu einer so volksthümlichen Unterhaltung zu bilden, als sie es jetzt geworden! Aber seit jener Zeit sind nun auch andere, der dramatischen Poesie verschwisterte, bei den Alten von ihr unzertrennliche Künste zur höchsten Ausbildung gelangt. Die Musik, der Tanz, haben sich schon oft vor unsern Augen zu einer poetischen Bedeutung erhoben. Sollte nun ein Werk, dessen Grundton die Poesie wäre, das seinen Schmuck von einer andern Kunst liehe, nicht von der ergreifendsten Wirkung auf das Volk sein? und um-

gekehrt ein Werk, dessen Grundton ein musikalischer, und den erhabenen Forderungen poetischer Consequenz in allen seinen dramatischen Theilen entsprechend, nicht auf der heiligsten Stufe der Kunst stehen?

Ob dies Problem nun nicht von Seiten des Dichters leichter als von Seiten des Musikers zu lösen sei, lasse ich dahin gestellt sein. Indeß scheint es mir Mozart im Don Juan von allen Musikern einzig und allein gelöst zu haben.

Auf Morgen!

Den 17. December 1829.

Mehre Tage der Unterbrechung, wie Sie sehen; indeß ist Ihr Brief vom 10. angekommen und hat mir wie Alles, was von Ihnen kommt, die größte Freude bereitet. Wol haben Sie vollkommen recht, daß ein mit Liebe gearbeitetes Werk mehr lehrt als alle hohen und niedern Salons. Indeß ist doch ein Talent nicht viel anders als ein Instrument zu betrachten. Man spielt nicht darauf, wenn es verstimmt ist, und mir däucht, man thut wohl daran. Ich kann also, da mir die rechte Stimmung zu meiner Tragödie fehlt, mich um meines Vorsatzes halber nicht dazu zwingen. Indeß ist meine Liebe dazu nicht ganz erkaltet, und so wird es denn doch endlich werden; ich will es nun aber um so besser machen, da ich grade dieses Gedicht mehr für meinen Freund,

als für die Welt arbeite. Sie können mir dies Gefühl unmöglich verübeln.

Ich fürchte, mein theuerer Freund, es wird meinem poetischen Starrsinn unmöglich sein, Ihre sehr scharfsinnigen Bemerkungen über meine Romanze zu berücksichtigen. Leider, leider, ist mir's leichter etwas Neues, als etwas anders zu machen; mit einem Wort, mir geht bei lyrischen Productionen die Fähigkeit zu feilen völlig ab. — Wie viel könnte ich darum von Ihnen lernen, wenn sich das überhaupt erlernen ließe.

Tausend und aber Tausend Dank für Schiller's und Göthe's Briefwechsel. Aber ich kann ihn nicht, wie ich wollte, verschlingen. Er übt eine so zermalmende, ich möchte sagen, Liebe erregende Wirkung auf mich aus, daß ich sehr mit dieser Lecture haushalten muß, um nicht in Unwillen gegen mich selbst, ja, gradezu gesagt, in Trübsinn zu gerathen. Es ist nicht die unerreichbare Vollkommenheit, die Größe und Vielseitigkeit dieser Geister, die mich erschüttern. Das wäre ein so thörichtes Gefühl, als die Sterne zu begehren. Nein, es ist die stille, großartige Einheit ihres Strebens, die mich ergreift; dies nichts: Anderes: wollen als vorwärtsschreiten auf dem Wege, den sie als den rechten erkennen; dies ruhige, erleuchtende Fortbrennen zweier Leben, die in der Kunst den einzigen Stoff ihres Daseins finden, nach der äußern Welt kaum die Blicke werfen und sich nur gegenseitig über die große und reiche Welt aufzuklären suchen, die sich so vielgestaltig in ihrem Innern entfaltet. Ist es das erha-

bene Gefühl ihrer eignen Fülle und der Redlichkeit, mit der sie sie verwenden — das Selbstbewußtsein eines Königs etwa, der, nachdem er Großes zu thun vermochte, es gethan und sich so seinen Platz in der Geschichte gesichert glaubt —, daß nirgends in diesem merkwürdigen Briefwechsel die prickelnde Ruhmsucht fühlbar wird, von der eine gewisse Unredlichkeit der Werke oder Thaten nicht zu trennen ist. Und dieser ernste leidende Schiller, mit den naiven Geständnissen seiner Unkenntniß der Welt, mit seinem feinen erregbaren Gemüth, das mit aller Tiefe der Kritik sich doch nur immer theilnehmend zu den ihm homogenen Dingen wendet; der nie die demantartige, ruhig alles Licht empfangende Objectivität des Freundes gewinnen kann und mit seinen Zu- und Abneigungen oft so schroff, aber immer so redlich und wahr dasteht! Diese Tüchtigkeit und dieser Ernst Beider — nichts wird oberflächlich gethan, nichts obenhin betrachtet. Sie wollen so wenig für die Welt, — und wollen so viel, um sich selbst genug zu thun. Darum kümmert sie auch die Welt nur äußerst wenig, und das öffentliche Urtheil ist ihnen fast ein überflüssiges; denn in ihrem Thätigkeitsdrange wenden sie sich kaum mehr zu dem Geschehenen, und sie gehen zu klar und redlich mit sich selbst zu Werke, um für Zukünftige die Belehrungen eines fremden Mundes zu bedürfen. Diese Thatkraft, diese Redlichkeit ist es, um die ich sie beneide, und ich fürchte, sie ist nur Geistern dieser Größe gegeben. Es gehört die Fähigkeit dazu, sich ganz in sich abzuschließen, nichts von der Außen-

welt zu wollen, alles in sich zu finden. Freilich muß auch der innerlich Reichste empfangen, um geben zu können; aber es gibt eine Weise des Empfangens, die nicht zerstört, nicht unruhig macht, die die Seele frei hält von den kleinlichen Schlacken, die sich allen Goldkörnern, die uns das Leben gibt, beimischen. Wie arm bin ich dann nicht, wenn diese Weise den wahren Reichthum der Poesie gewährt!

Werfen Sie das nicht in die Kategorie meiner gewöhnlichen Zweifel. Sie werden eine betrübende Wahrheit darin nicht verkennen.

In diesen Tagen habe ich im Théâtre français wieder einmal „Les noces de Figaro" von Beaumarchais, trefflich dargestellt gesehen. Lesen Sie es doch wieder einmal. Mir scheint, es läßt sich unendlich viel daraus lernen. Als dramatisches Product hat es einen unbestreitbaren Vorzug, nemlich den, daß es nicht leicht ein Stück geben dürfte, in welchem die Kette der Scenen mit einer so unglaublichen Geschicklichkeit gegliedert ist. Alles muß so und nichts anders sein, und nirgends ist eine Willkür des Poeten fühlbar. Die Begebenheiten verschlingen und lösen sich, ohne daß die Hand des Dichters sichtbar wäre, die den Knoten zusammenzieht. In dieser Beziehung setze ich dies Lustspiel weit über alle Calderon'schen Intriguenstücke, in denen die Coquetterie des Dichters, der Alles so künstlich fügt, fortwährend bewundert sein will. — Beaumarchais gilt in Frankreich eigentlich nur für einen homme d'esprit der in seinen Stücken im höchsten Grade das

Talent der Auffassung der Schwächen seiner Zeit von ihrem Scheitel bis zur Sohle bewiesen habe. Man setzt ihn indeß als Lustspieldichter weit unter Molière. Indeß war mir eins auffallend, und die Bemerkung, die ich während der Vorstellung machte, theile ich mit, um sie mir selber klarer zu machen. Es tragen nemlich in der Hochzeit des Figaro alle Gestalten den täuschendsten Stempel der Wahrheit, nicht blos weil sie die witzigsten Wahrheiten sagen, sondern weil sie in der That so und nicht anders sind und ihre Gestalt auf den Bretern ein wahres Spiegelbild des Lebens ist. Trotz dem — und hiermit, fürchte ich, ist dem Lustspiel aus unserer Zeit der Hals gebrochen — machen alle diese Gestalten nicht die tiefe Wirkung eigentlicher Charaktere, und zwar, wie ich glaube, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie alle mehr oder minder charakterlos sind. Nichts ist eigentlich gut, nichts eigentlich böse, nirgends eine reelle Tugend, nirgends ein reelles Laster. Das wahre tüchtige Gepräge des Charakters ist überall seit dem Beginn der Revolution durch das Bügeleisen der sogenannten Principien ausgeglättet, und der Lustspieldichter, der immer nur wiedergeben kann, was er in seiner Zeit vorfindet, stempelt eben seine Gestalten recht zu Menschen der Zeit, wenn er sie charakterlos bildet. Dies scheint mir so wahr, daß uns jetzt aus eben diesem Grunde das alte Lustspiel, das Molière'sche, Goldoni'sche und Holberg'sche nicht ausgenommen, in seinen meisten Productionen carikirt vorkommt; denn wir kennen keine honetten baaren Narren, keine völlig abge-

schmackten Weiber mehr. Der größte komische Autor der neuern Zeit hat dies Gebrechen seiner Zeit mittragen helfen müssen, und wer ihm folgt, wird es mehr oder minder auch müssen.

Ich kann diesen buchartigen Brief nicht schließen, ohne noch einmal Tulifäntchens zu erwähnen. Wie wäre es denn, wenn Sie ihn, statt im Strickbeutel aufzuhängen, durch den Schlag von Weiberhand wahnsinnig werden und ihn in der Nacht aus dem Münster laufend in einen Wald verirren ließen, wo er etwa, im Geist von Schlagadodro's Gespenst und Balsaminen sich verfolgt glaubend, auf einen hohen Baum kletterte und da in einem Nachtigallenneste, das an einer dünnen Zweigspitze hinge, übernachtete und dort die Selbstmordgedanken hegte, die die Wolken ihn zu retten veranlassen? Es ist ein Gedanke, der mir unmittelbar nach Lesung des Gedichtes gekommen, den ich Ihnen aber nicht mittheilen wollte, bevor ich vernommen, ob Sie überhaupt auf die Idee der Aenderung eingehen.

Von Normann habe auch ich einen überraschend freundlichen Brief gehabt. Er kommt mir darin auf die herzlichste Weise entgegen und äußert darin den redlichsten Willen und das wärmste Interesse für die Kunst. Gebe der Himmel, daß die wunderbaren Fügungen des literarischen Lebens ihm das nicht früher oder später verleiden mögen.

Lesen Sie doch im Constitutionnel vom heutigen Datum den Proceß des Courrier français vor der Cour

royale nach. Es ist ein schöner lichtvoller Urtheilsspruch, der der französischen Magistratur alle Ehre macht.

Was sagen Sie denn zu dem Preßgesetz der Belgier. Ich lobe mir die absoluten Staaten. Da wissen doch die Menschen ganz genau, was sie wollen dürfen. In den constitutionellen werden sie bald Alles wollen, weil man ihnen allmälig nichts mehr lassen will. Wohin soll man fliehen — das homerische αἰπὺς ὄλεθρος lauert überall. Wäre ich nur so klein wie Tulifäntchen, daß sich die Göttinnen Ginnistans meiner erbarmten. So aber bin und bleibe ich —

Ihr

wohlbeleibter — Unbeweibter.

27. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 28. December 1829.

Ich kann das Jahr nicht enden lassen, mein theuerer Freund, ohne Ihnen noch einen Gruß zu senden! Ich denke, diese Zeilen treffen am Neujahrstage ein, und so bringen sie Ihnen und meinen lieben düsseldorfer Freunden die herzlichsten Wünsche für dieses Jahr, das ich Allen, die ich liebe, frei wünsche von den gemeinen Sorgen des Lebens. Sie sind leider eben die drückendsten, weil sie die gemeinen sind. Also Wohlsein, ungetrübte Verhältnisse des Hauses, Erhaltung des Nährstandes wünsche ich allen unsern Freunden und uns. Insbesondere aber füge ich noch für uns Poeten den Wunsch hinzu, daß uns dies Jahr Kraft und Liebe zur Arbeit und mithin Werke bringen möge, in denen wir wenigstens eine kurze Zeit dieses strudelvollen Daseins auf ebenern und hellern Wegen gegangen sind.

Zum Neujahrsgeschenk sende ich Ihnen eine poetische Kleinigkeit, die vorgestern Nacht entstanden und ausgeführt wurde. Ein Freund, der mir eine seltsame Legende

aus dem Talmud Abends erzählte, erschütterte mich so dadurch, daß mir die Nacht die beifolgende Musengabe brachte. Das Colorit der Erzählung und der Schluß sind ganz mein poetisches Eigenthum; der Rest gehört dem Stoff, wie ich ihn empfangen, und wenn ich mir irgend ein Verdienst zurechnen kann, so ist es höchstens die Einfachheit der Darstellung. Ich habe auf den Vers, ohne daß es so scheinen mag, trotz der Schnelligkeit, mit der ich gearbeitet, einige Sorgfalt gewendet, und alle Verse, was mir dem Gedicht einen eignen Charakter zu geben scheint, weiblich gehalten. Alle Ihre Bemerkungen indeß, sie mögen die Fabel oder den Ausdruck betreffen, werde ich mit dem größten Dank empfangen und mich so viel als möglich bemühen, meine Scheu vor Aenderungen zu bekämpfen. Ich bitte Sie sehr, das Gedicht unsern Freunden Schadow und Uechtritz mitzutheilen. Eine Posse, die ich wieder zum Sylvester gemacht, fodert Proben, und meine Schauspieler treten eben zu mir ein. Also auf ein anderes Mal. Profit Neujahr!

28. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 1. Januar 1830.

Sie haben mich zu Weihnachten mit einem Briefe erfreut, mein lieber Freund, und meine Zeilen bringen Ihnen die besten Wünsche zum neuen Jahre. Bewahren Sie mir Ihr Vertrauen, und lassen Sie uns die geistige Nähe erhalten, in der wir zueinander stehen. Das ist, was ich für mich erbitte. Ich hätte Ihnen schon früher auf Ihre reichhaltigen Mittheilungen geantwortet, wenn ich mich nicht gegen Jahresschluß in einem äußerst deprimirten Zustande befunden hätte, in dem man nicht gern zu seinen Freunden spricht. Es kommt dies in der Regel bei mir um diese Zeit, weil ich dann als Philister der stricten Observanz die Vergangenheit aufzurechnen pflege und leider immer sehe, daß die Summe nicht viel bedeutet. Noch tritt der Umstand hinzu, daß ich vor einer weitschichtigen Composition stehe, Tag und Nacht darüber sinne, und zage und beinahe verzweifle, daß ich der Aufgabe gewachsen sei. Fragen Sie mich noch nicht darnach, wir wollen erst darüber reden, wenn ein Stück

davon fertig ist, oder ich mich resignirt habe, die Sache zu machen.

Nun zu Ihrem Briefe. Wenn Sie mich für einen Feind der Musik halten, so thun Sie mir bitter Unrecht. Es gibt wol nichts, was mich oft so von Grund aus bewegt, erschüttert und beglückt hat als grade sie. Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich bin ein musikalischer Naturmensch. Doch will ich, daß Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte vorgenommen werde. Verdrängt die Musik das Gespräch unter den Menschen, zerstört sie den Sinn für die bescheidnere Wirkung der Poesie, so führt sie uns sanft der Barbarei entgegen. Das Wort ist die unterscheidende Gabe des Menschen; wer dieses Heiligthum verletzt, wer dazu beiträgt diesen höchsten und theuersten Schatz unseres Geschlechtes in Mißcredit und Verachtung gerathen zu lassen, der erscheint mir als ein böses und die eigentliche menschliche Bildung vernichtendes Princip. Ich verstehe unsere Zeit wohl in ihrer Neigung zu jener Kunst — wenn man kalt ist, so sucht man sich zu erwärmen —, und ich glaube deshalb, daß jene Sehnsucht nicht unbedingt zu verwerfen ist; ich schätze sie vielmehr als den Moment einer Krisis, die durch das Bestreben der Natur, sich zu helfen, herbeigeführt ist; niemals aber wird das jetzige Charivari als ein selbstständiger Culturmoment in der Geschichte dastehen. Es ist ein Durchgangspunkt, und wir müssen abwarten, ob er zur völligen Asthenie, oder zur Regeneration unserer Zustände führen wird.

Ich könnte in Alles, was Sie über Don Juan Rühmendes sagen, einstimmen, und müßte dennoch leugnen, daß auch eine Reihe solcher Opern die Tragödie einem wahr und richtig fühlenden Volke entbehrlich machen würde. Die Tragödie, wenigstens die moderne, geht durchaus auf Darstellung des Charakteristischen aus, deshalb steht ja eben Shakspeare als Vater der Gattung da, weil die Charakteristik bei ihm auf das Höchste getrieben erscheint, weil die Handlung jedes seiner Stücke so individuell und einzig ist, daß sie sich gar nicht unter andern Personen wiederholen kann. Diese große Individualität scheint mir der Typus zu sein, aus welchem eigentlich nationelle Tragödien in der neueren Zeit herausgearbeitet sein sollen. Kein Held, kein König, kein Mädchen, keine Frau, kein Bösewicht Shakspeare's sieht dem andern gleich. Das plastische Princip ist in der neuern Tragödie, wenigstens in ihrem vollendetsten Muster, sichtbar.

Nun frage ich, steckt sich denn die dramatische Musik dieses Ziel ab, kann sie sich überhaupt dieses Ziel setzen? Ich glaube nicht. Das, was ich Charakteristik genannt habe, ist ja der Musik, die sich so ganz in einem allgemeinen lyrischen Elemente bewegt, fremd. Die Empfindungen und Affecte — Zorn, Freude, Schmerz, Stolz, Rache u. s. w. — drückt sie mit wunderbarer sinnlicher Stärke aus; es sind aber immer nur allgemeine Ausdrucksweisen, es sind, daß ich mich des Ausdruckes bediene, Darstellungen der Affectionen, noch nicht gebrochen durch das Prisma menschlicher Individualität. Oder wie

unterscheidet sich denn der Leichtsinn Don Juan's vom Leichtsinn im Figaro? Wie unterscheidet sich die Darstellung der Liebesverhältnisse in den verschiedenen berühmtesten Opern? — So kann man die Sache durch sehr Vieles verfolgen.

Ich glaube deshalb, daß die Oper und das Trauerspiel sich in ganz verschiedenen Sphären bewegen. Ich glaube, daß das Trauerspiel nie die lyrische Fülle der Oper, die Oper dagegen auch nie die geistige Würde und Hoheit der Tragödie erstreben kann und wird. Die Eindrücke beider Kunstwerke sind ganz specifisch verschieden, die Oper löst in uns, was starr ist, auf, die Tragödie sammelt, was in uns sich zerstreuen will. Ein für die Schönheit wahrhaft empfängliches Volk müßte, wie mich dünkt, zu beiden Erscheinungen die gleiche Neigung mitbringen.

Den Beaumarchais kann ich hier nicht bekommen, mithin muß ich mir den Figaro für ein andres Mal aufsparen. Ich liebe das Stück, soweit ich mich daran noch erinnere, auch sehr. Freilich ist Ihre Bemerkung von der Schwierigkeit für den Lustspieldichter wegen der mangelnden scharf ausgeprägten Charaktere richtig, wenigstens wenn man das Lustspiel aus der sogenannten guten Gesellschaft hernimmt. Ich habe in meinen Lustspielen, auch auf die Gefahr, ein Caricaturenzeichner genannt zu werden, die Farben entschieden aufgetragen. Ich denke, fehlen jetzt die Originale, so kommen sie wol einmal wieder, und dann rückt man mit seinen Sachen noch in die

Reihe der naturwahren Gemälde. — Uebrigens sieht die Sache eigentlich schlimmer aus, als sie ist. Die Affectation, jede eigenthümliche Denk- und Empfindungsweise untergehen zu lassen in den allgemeinen politischen Grundsätzen (wie in Frankreich) oder in einer gewissen allgemeinen humanen Bildung und Eleganz (wie in Deutschland), ist schon etwas ganz Unnatürliches und Widersinniges und kann als ein komisches Grundverhältniß unserer Zeit betrachtet werden, aus welchem sich für den feinen Beobachter gewiß tausend Fälle ergeben, wo das Individuum mit dem generellen Costum, das es zu tragen übernommen hat oder genöthigt worden ist, in komischen Conflict geräth. Ich gebe also selbst unsere Zeit in komischer Hinsicht noch nicht ganz auf. Sehr glücklich war Ihre Idee mit dem historischen Lustspiel, ich habe viel darüber nachgedacht; leider war es mir in der hiesigen literarischen Wüste unmöglich, in Quellen umherzustören und Fälle aufzutreiben, an welchen man einen theoretischen Gedanken doch immer am besten prüfen kann. — Beim historischen Lustspiele hätte man nun gleich festen Boden unter den Füßen, Farben und Charaktere. Wegen der Bedeutung der Figuren könnte auch die Sache nie ins Kleinliche und Alberne fallen. Die fruchtbarste Anschauung für diese Genre wäre freilich die Meinung der Memoiristen, daß die großen Dinge in der Welt durch sehr kleine Motive herbeigeführt werden. Am schwierigsten dürfte die Behandlung der Könige sein; denn wie der König der Gipfel in der ernsten Darstellung ist, so

müßte er auch bei dieser komischen die Spitze bilden. Die Gefahr liegt dann nahe, ihn ins Marionettenhafte zu zeichnen. Sagen Sie mir doch, ob Ihnen Sujets für diese Art, außer dem mir schon bekannt gemachten, vorgekommen sind?

Die Wirkung, welche Schiller-Göthe's Briefwechsel auf Sie, wie Sie mir schreiben, gemacht hat, befremdet mich nicht, und ich könnte Ihnen auch von gar mancher trüben Stunde, aus ähnlicher Ursache, schreiben, wollte ich überhaupt klagen. Der Anblick eines idealen Strebens und Verhältnisses läßt immer im Anfange einen Stachel in der Seele zurück. Indessen kann dergleichen, wie alles Vollkommene, in letzter Instanz doch nur heilsam wirken. Unsere größte Feindin in dieser encyclopädistischen, Alles fodernden und Alles versuchenden Zeit scheint mir die Zerstreuung zu sein. Kann man sich vor der hüten, so hat man schon sehr viel gewonnen. Es ist unglaublich, welcher Steigerung ein Talent fähig ist, wenn man so glücklich war, den rechten Kreis zu finden, und wenn es immerfort durch die homogensten Elemente genährt wird. Es gleicht wirklich dem Magnet, der auch einer solchen Erhöhung seiner Kräfte fähig ist. Ich glaube, ein gutes Hausmittel ist, immer wieder zur Lesung der Alten zurückzukehren, deren geschlossene Welt uns wol am sichersten vom leeren Brüten und vom Verlieren in Lappalien zurückzieht.

Die Redaction der Wiener Jahrbücher hat mich zur ferneren Theilnahme aufgefodert. Ich habe eine Kritik

der neuen Ausgabe von Uhland's Gedichten und einen Aufsatz über die drei Briefsammlungen (Voß, Forster, Schiller-Göthe) zugesagt. Sie sehen also, ich werde nicht müde, mir Arbeiten aufzupacken und meinen Magnet durch Anhängen von Gewichten möglichst zu steigern. Da ist ja eine Geschichte von der Verschwörung von Cinq-Mars gegen Richelieu herausgekommen; ist das Sujet nicht zu brauchen? Ihr Struensee (der verschnittene) ist noch immer nicht eingelaufen. Soll ich ihn denn nicht bekommen?

Ihre zuletzt mir mitgetheilte Emendation Tulifäntchens ist sehr hübsch und phantasievoll. Ich habe nur dagegen einzuwenden, daß ich gegen den Schluß den Helden so ruhig und würdig als möglich der beengten Naturwelt gegenüber halten zu müssen glaube, daß sich auch der Gegensatz von Schloß und Stadt — der Wolken-, Weisen- und Zauberwelt entgegen, wie ich glaube, gutmacht, und daß ich denselben einbüßen würde, veränderte ich, wie Sie es wünschen. Tulifäntchen, still und einfach duldend, macht ein besseres poetisches Bild, als wenn er wahnsinnig durch Feld und Hain irrt.

29. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 29. Januar 1830.

Ich fürchte, mein theuerer Freund, daß einer meiner Briefe, der letzte, den ich Ihnen von hier unterm Datum des 28. December geschrieben, verloren gegangen ist. Ich fürchte es, da ich diesem Briefe ein Gedicht beigeschlossen hatte, über welches ich mir Ihre Meinung erbat. Das größte Mißfallen wäre für Sie, das weiß ich, kein Grund zum Stillschweigen gewesen, denn unser Verhältniß wäre nicht, wozu es sich allmälig gestaltet hat, wenn wir uns nicht mit dem rücksichtslosesten Freimuth unsere Ansichten über unsere gegenseitigen Productionen mittheilten. Aus diesem Grunde befürchte ich, daß mein Brief vielleicht, statt in Ihre Hände zu gerathen, in einer Schneegrube stecken geblieben ist. Geben Sie mir diese Gewißheit, damit ich Ihnen sodann das Gedicht noch einmal senden kann.

Indeß habe ich Ihren trefflichen Brief vom 1. Jan. empfangen und ein wenig mit der Beantwortung gezögert, weil ich Ihre Antwort auf meine Zeilen erwartete,

die meine bizarre Legende begleitet hatten. Jetzt währt mir das zu lange, um so mehr, da ich Ihnen eine Mittheilung zu machen habe, die Sie, hoffe ich, interessiren wird. Sie empfangen nämlich anbei eine Nummer des „Universel" eines der bedeutendsten Journale, das seit Kurzem hier erscheint, dessen Farbe etwas stark royalistisch ist, dessen literarische Artikel indeß von allen Parteien sehr geschätzt werden. Das Blatt nun, das in Ihren Händen ist, enthält eine Kritik des Trauerspiels in Tirol, die von einem jungen Literaten verfaßt ist, der viel in St.-Aulaire's Haus kommt, dem ich, wie Sie wissen, Ihr Gedicht gleich nach seiner Erscheinung gesandt hatte. Die Kritik, scheint mir, macht auf eine würdige Weise das französische Publicum auf Ihr herrliches Talent aufmerksam, und der Tadel darin wie das Lob sind von der heilsamen Art, insofern man fühlt, daß eines wie das andere aus der individuellen Ansicht des Kritikers entsprungen ist, die durch keine fremde Influenz gemodelt wird. Solche Stimmung sollten wir immer zur Beschauung und Beurtheilung eines Kunstwerkes mitbringen. Der ganze Ton der Kritik scheint mir ruhig und edel, klar und verständlig zu sein, und wenn sich einmal auch die verletzte Nationalität ausspricht, so geschieht es doch ohne Bitterkeit. — Da ich den „Universel" nicht regelmäßig lese, so habe ich erst durch den Grafen St.-Aulaire um Vieles später die Erscheinung der Kritik erfahren, die ich mich nun beeile Ihnen zu senden. Binnen Kurzem soll nun auch eine Kritik über Friedrich II.

erscheinen (von demselben Verfasser in demselben Blatt), und Sie sollen auch diese sobald als möglich empfangen. Ich habe das Stück sehr lange nicht aus den Händen der lesebegierigen deutschen Damen reißen können, deshalb konnte ich es erst vorgestern an St.-Aulaire senden.

Durch die Sontag, die Paris, mit Lorbeer gekrönt, verlassen, und die über Düsseldorf nach Berlin geht, habe ich Ihnen das Theatermanuscript des Struensee gesandt. Es verträgt indeß auch so noch manche Abkürzungen. Ich hoffe Sie bringen es nicht zur Darstellung, denn der Erfolg kann unmöglich der vielen Mühe lohnen, die es erfodern wird. Sollten Sie indeß doch auf den extravaganten Entschluß beharren, so kürzen Sie selbst noch nach Wohlgefallen. — Ich fange jetzt an, trotz endloser Distractionen des geselligen Carnevals, etwas fleißiger zu sein. Meine Tragödie wächst, wenn auch nur langsam. Indeß spornt mich der Dämon der Neugier zu erfahren, ob es der Czar Peter ist, der Sie, wie Sie mir schreiben, so gewaltsam beschäftigt. Sie thun recht, mir nicht von dem Stoffe, wenn er ein neuer ist, zu sagen, bis Sie fest entschlossen sind, ihn zu bearbeiten. Der Schmetterlingsstaub der ersten Begeisterung ist so zart, daß er selbst nicht den Hauch des Vertrauens verträgt. Hätte ich in dieser ersten verhängnißvollen Zeit nichts von Kaiser Albrecht erzählt, so hätte die Welt vielleicht nichts durch ein schlechtes Stück mehr gewonnen, ich selbst aber doch wol unendlich durch eine große Erfahrung.

Herzlichen Dank für den sechsten Theil des Göthe-

und Schiller'schen Briefwechsels. Zuletzt werden denn doch die Briefe etwas zettelhaft. Ein continuirliches Publiciren von Einladungen zum Essen und Spazierenfahren bringt denn doch auf den Verdacht einer Buchhändlerspeculation.

Hören Sie nichts von Grillparzer's „Hero und Leander"? Die Zeit ist arm an erfreulichen dramatischen Erscheinungen. Hier bringen die verrosteten Classiker eine Mißgeburt nach der andern zum Vorschein. „Clovis" von Lemercier und „Gustave Adolphe" von Lucien Arnault haben sich in diesem Monate zum ersten Male auf dem Théâtre français blicken lassen, haben aber kaum das kümmerliche Dasein weniger Vorstellungen fristen können. Wie hohl und lügenhaft sind diese Helden, die weder ihrer Zeit, noch irgend einer Zeit angehören. Ihre Handlungen sind Reden, und ihre Reden sind entweder aus bonapartistischen oder liberalen Floskeln zusammen geblasen. Bringen Sie den Moniteur von 1805 und den Constitutionnel von heute in Verse, und Sie wissen Alles, was Ihnen Clovis und Gustav Adolf zu sagen haben. Jetzt erwarten beide poetischen Parteien, Classiker und Romantiker, mit Ungeduld ein Drama von dem Chef der romantischen Schule, Victor Hugo, „Hernani, oder die Jugend Karl's V.". Die Erstern erwarten, und ich fürchte, nicht mit Unrecht, daß das Stück aus den bizarrsten Elementen bestehen und mißfallen werde; die Andern erwarten ein Meisterwerk und den vollständigsten Sieg. So viel ist gewiß, daß die Gegner so erhitzt und

erbittert sind, daß man bei der ersten Vorstellung auf einen Kampf rechnen darf, bei dem es leicht zu Thätlichkeiten kommen dürfte.

Im Odeon gefällt eine Tragödie: „Une fête de Néron," die ich noch nicht gesehen, denn ich gestehe, daß ich vor den tragischen Römern und Griechen der Franzosen eine heilige Scheu habe.

In der Politik ist es windstill. Die Ruhe, die auf dem Meere dem Sturm voranzugehen pflegt!

Unser Schadow erhält durch die Sontag etwas von mir, das er sich gewünscht hatte. Wenn es seinen Wünschen entspricht, so verdient eine Dame den Dank dafür.

30. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 31. Januar 1830.

Länger kann und darf ich nicht die Pause werden lassen, mein lieber Freund, Sie möchten sonst gar Schlimmes von mir denken. Ich war von Geschäften und andern Arbeiten so occupirt, und dazwischen kamen Tage der trüben mittheilungsunlustigen Muthlosigkeit in großer Anzahl. Diese Dämonen (weiße und schwarze) haben meine Feder vom Briefpapier entfernt gehalten. Sie kennen mich und meine Lage, und so hoffe ich in Ihrer Freundschaft entschuldigt zu sein, daß ich auf Ihre herzlichen Neujahrsworte und die schöne, sie begleitende Sendung so lange geschwiegen habe.

Die Legende ist sehr gut und hat mich lebhaft angeregt. Ein besonderes Verdienst des Gedichts ist die würdevolle Haltung des Rabbi, denn nirgends wird er zur Caricatur der Frömmigkeit. Das Gedicht frappirt sehr; ich dachte, als ich es zuerst las: was soll denn dabei herauskommen! Anfangs wollte mir der Schluß nicht ganz zusagen; ich meinte, Jemand, der nur ein Analo-

gon der Frömmigkeit treibt, der darf auch nur ein Analogon des Himmels, nicht diesen selbst, erreichen. Indessen habe ich zuletzt gefunden, daß Sie Recht hatten. Jenes wäre ein moralisch-epigrammatischer Schluß. Der Ihrige ist poetischer. Ich würde nach dem Verse:

Nah'st mit süßem Frühlingslächeln —

den Contrast noch schärfer andeuten und etwa (dem Sinne nach) folgen lassen:

Doch ihn locket nicht der Frühling
Weg von den vergelbten Büchern.

Man ahnt dann schon, woran man ist. Dann nach dem Verse:

Pflegst des Tags ihn unermüdlich —

ständen vielleicht die Verse:

Denn es lehren die Gebote:
Ueben sollst du Krankenpflege

gut. Man muß immer an die Gebote erinnert werden, auf jeder Station des Gedichts. — Die Verse und die weiblichen Endungen sind brav. Einige Spondeen können Sie wol noch finden statt der vielen Trochäen mit unserm leidigen stummen e. Man sieht dem Gedichte keine Eile an. Machen Sie nur mehr.

Sie haben doch den sechsten Theil von Göthe-Schiller bekommen? Ich sandte Ihnen den Band vor circa vierzehn Tagen. Die Mittheilungen werden gegen das Ende dürftiger, Schiller gewinnt Göthen gegenüber an Gestalt und Fülle, Göthe bekommt ordentlich beim Ausgang etwas Mageres und Armes. Der Brief an den König von Baiern hat mich sehr rebutirt. Das Bekennt-

niß, daß er bei Schiller's Tode nur an sich gedacht habe, macht ihm keine sonderliche Ehre; ich würde an etwas mehr gedacht haben, ich würde beweint haben, was Welt, Zeit und die Geschichte des Geistes einbüßen, wenn ein Mensch wie Schiller abscheidet in der Mitte seiner Bahn, und mit ihm die großen Werke, die er noch in sich trägt, die er noch geben kann und wird, ein Fraß der Würmer werden. Aber freilich bin ich auch nur der kleine Immermann, und er ist der große Göthe, der an nichts Größeres denken konnte als an sich bei dem ungeheuern, unersetzlichen Verluste. Daß er aber gar dem verewigten Großherzoge, dem einzigen Fürsten, der bis jetzt deutschen Geistern was zu essen gab, in seinem Grabe noch einen indirecten Vorwurf macht und meint, Schiller hätte erst durch den König sein rechtes Dasein erhalten, ist gemein.

Bei meiner neuen Arbeit ist auch das Eis gebrochen, und ich habe eine Strecke geschrieben. Sobald ein Stück fertig ist, aus dem Sie sich vernehmen können, will ich's senden. Ich bedarf des Antheils, sollte er sich auch durch Widerspruch äußern, und ich finde diesen wahr und unerkünstelt, wie ich glaube, doch nur bei Ihnen. Ich muß es Ihnen sagen, daß von außen her mir in diesem Winter noch nichts Erfreuliches geworden ist als Ihre Neigung zu Tulifäntchen. — Meine Gedichte (wieder entstellt durch die schändlichsten Druckfehler) sende ich mit nächster Fahrpost.

31. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 21. Februar 1830.

Schon wieder, mein liebster Beer, antworte ich später, als ich wollte; diesmal ist der Strudel des Carnevals, über dessen Wogen ich nur mühsam den Kopf erhalte, Schuld am Schweigen. Wer kommt zwischen Tanzmusik, Nachtschwärmerei und Theaterproben zu einer vernünftigen Mittheilung? Legen Sie mir nur nie einen ausbleibenden Brief zur Last; wenn ich einmal wochenlang nicht schreibe, so haben es wirklich meine Verhältnisse zu verantworten, die mich nach divergenten Richtungen hin- und herzerren. — Den herzlichsten Dank für das mitgetheilte Blatt des Universel. Das Urtheil ist im Ganzen richtig, und ich habe mich gefreut, meine Gestalt einmal in der Meinung eines Ausländers bespiegelt zu sehen. Er gibt, wie mich dünkt, treffend das Gute und Schlechte des Stücks an. Das Gute besteht in der Lebensfrische des Einzelnen, das Schlechte in dem Mangel einer wenigstens äußerlich recht sichtbaren Subsumtion unter eine Hauptfigur. Es ist aber diesem Feh-

ler, wie ich glaube, bei einer zweiten Redaction abzuhelfen, denn Hofer wird gleich viel bedeutender dastehen, sobald manches subordinirte Motiv wegfällt. Daß der Fremde das Pathos der zweiten Hälfte des fünften Akts verstanden hat, erfreut mich ungemein. Ich habe grade diese Scene in der höchsten Erhebung, deren meine Seele fähig ist, geschrieben. Der Deutsche findet sie langweilig. Natürlich! Es handelt sich ja nur vom Vaterlande, und was ist dem Schafskopfe Hekuba? frage ich mit Hamlet. — Bei der Scene, worin Lefebre von Speckbacher dupirt wird, hat er unrecht, sie wirkt bei der Darstellung ohne allen Beischmack des Komischen; dem Herzoge bleibt, wenn er einigermaßen verständig gespielt wird, seine Heldenwürde in salvo. Uebrigens können Sie den Patriotismus der Franzosen mit der Nachricht beruhigen, daß die **Boulevards de Vienne** die Scene noch nicht benutzt haben. — Wenn der Artikel über den Friedrich erscheint, so haben Sie ja die Güte, mir denselben zu senden.

Mein Urtheil über den frommen Rabbi haben Sie. Sie hatten ja noch mehrere Balladenstoffe; ist daran nicht gearbeitet worden? Die Dioskuren sind ein treffliches Sujet, ajourniren Sie es nicht zu lange. Daß das Trauerspiel fortschreitet, erfreut mich herzlich. Mit dem dritten Acte muß man bei einer Tragödie wissen, woran man ist. Ich bitte daher, daß Sie die Vollendung nicht abwarten, sondern mir die drei Acte schicken, wenn sie fertig sind. Wir wollen darüber recht nach Herzenslust

conferiren. Es ist allerdings bedenklich, über Plan und Ansicht vor der Ausführung mit Jemandem zu sprechen; wenn aber letztere bereits bis zu einem gewissen Punkte gediehen ist, so gewinnt vielleicht das Werk durch das Feuer fremder Ansichten. Die tragische Schlacht muß mit dem dritten Acte gewonnen sein. Den Sieg recht zu verfolgen, kann vielleicht ein zweites Auge von Nutzen sein.

Waiblinger's „Anna Bullen" habe ich gelesen und im Einzelnen manches Lobenswerthe, einen gewissen Tact für die Natur gefunden; besonders ist Johanna Seymour hübsch gezeichnet, auch Anna hat Partien, die sich sehen lassen können. Wenn der Verfasser das Stück — dem es freilich ganz an Kunst in der Composition, ja an einer eigentlichen Handlung fehlt — für einen rohen Anfang gelten zu lassen klug genug wäre, so könnte man schon zufrieden sein. Dem ist nun freilich, nach der Vorrede zu schließen, nicht so.

Wenn Victor Hugo's neueste Arbeit erscheint, so möchte ich sie wol lesen. Er hat eine für einen Franzosen bewundernswerthe Frische und Fülle der Phantasie. Neulich theilte Robert einige seiner Gedichte mit, die mir sehr gefallen haben. Die französische Literatur in ihrem jetzigen Ringen ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Gelingt es ihnen, mit ihrer Praxis, sich in der Tiefe festzusetzen, so können wir noch schöne Erscheinungen zu sehen bekommen. Daß jenes geschehe, muß nun freilich ein Wunder geschehen, an welches wir glauben wollen,

wenn es da ist. Denn jetzt zur Zeit noch hören wir nur den Wiederklang deutscher und englischer Laute, die uns nur deshalb so überraschen, weil wir sie von den Franzosen vernehmen. Für das Drama hoffe ich am meisten von ihnen. Es ist möglich, daß sie Das, was wir wollen, aber bei der Ungunst aller Verhältnisse und dem Entgegenstehen des Volkscharakters nicht erreichen können, zur sichtbaren Gestalt bringen, und daß unsere Motive, Ideen, Charaktere, Situationen, von ihnen benutzt, erst an der Seine zum Vorschein kommen.

Der Pfeiler, die Osteologie alles Dramatischen, wenigstens bei den nördlichen Völkern (und doch wol auch bei den südlichen), ist die Tragödie, und in dieser wieder die mythische Helden- und die Staats- und Volkstragödie. Diese kann aber deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltig wirkendes Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staats und Volks mangelt. Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit des Streits um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause brav Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen? Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Oeffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die eigentlich regulirende sein. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimisch; deshalb ist die Familientragödie dieje-

nige, welche allein bei uns zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann. In dieser Sphäre sind Arbeiten möglich wie Othello, Romeo und Julie, und — Antigone, wenn man diese mit hinzurechnen will; allein eine ganze Reihe solcher und nur solcher Stücke würde denn doch die englische und griechische Bühne nicht zu jener idealen Größe erhoben haben, die wir an ihr bewundern.

Wenn man diesen Gesichtspunkt auffaßt, und er scheint mir ein sehr einfacher zu sein, so weiß man auch, was man von dem endlosen Gerede über den mißlichen Zustand unsers Theaters zu denken hat. Nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublicum sind, jedes für sich, am Verfalle schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsere größten Geister mußten an das gute Herz der lieben Landsleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert in Deutschland entzückt Wallenstein und das bewegte öffentliche Leben um ihn — die übrigen Millionen sähen am liebsten Max und Thekla allein. Was wäre Egmont ohne Klärchen! und wie schlecht stände es um die Stuart, wäre sie nichts als die zu Boden getretene Majestät, wäre sie nicht die liebenswürdige galante Sünderin! Hiermit ist auch das Einmischen sentimentaler Motive, welches sich Göthe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie wären ohne diese Zuthat ganz unverständlich geblieben, und der Tadel, den

man deshalb über sie ausgeschüttet hat, beweist nur eine andere liebenswürdige Eigenschaft der Deutschen, nämlich die, von den Dichtern immer das Unmögliche zu fodern, während man ihnen weder Stützpunkt noch Vorschub gewährt.

Doch ich sehe, daß ich auch nach deutscher Weise ins Differiren gekommen bin. Daß sie meine Worte nicht als gegen die bürgerliche Tragödie gerichtet betrachten werden, hoffe ich um so zuversichtlicher, als ich Stücke angeführt habe, wie Othello und Romeo. Es war vom Complexus aller dramatischen Richtungen die Rede, und darin muß etwas nothwendig die erste und etwas die zweite Stelle einnehmen. Mich beschäftigen jetzt Voßens „Mythologische Briefe", in denen sich sehr viel Gutes findet, was man freilich erst aus der Schale der Polemik gegen Heyne sich herausschälen muß. Seine Ansicht, daß die Dichter jedesmal nur den Stand der Vorstellungen des Volks in den verschiedenen Perioden abgespiegelt haben, ist sehr fruchtbar an Resultaten und verdient wol unzweifelhaft vor Heynens Meinung, daß die Dichter eigentlich die Mythologie gemacht hätten, und daß dieselben nur ein Sinnbild pelasgischer Urweisheit gewesen sei, den Vorzug. Gegen besagte Urweisheit ist der alte Herr schon sehr ergrimmt, und man sieht hier den Samen zu der nachherigen Ilias gegen Creuzer und den angeblichen Jesuitenbund. Uebrigens wird mir Voß immer ehrwürdiger, je mehr ich von ihm lese. Er wollte wenigstens die Wahrheit ganz und vollkommen und nur die

Wahrheit, während so viele jetzt, die über die ernstesten Dinge zu sprechen sich herausnehmen, nichts wollen als sich und ihre Einfälle.

Daß die deutschen Blätter Ihres Struensee bis jetzt wenig erwähnten, muß Sie durchaus nicht befremden, denn grade, weil Sie ordentlich, gemäßigt und brav arbeiteten, braucht man jetzt einige Zeit, das Verdienst dieser Dichtung anzuerkennen. Privatim höre ich von Allen, die sie gelesen haben, nur Gutes darüber, und die öffentliche Würdigung wird auch nicht ausbleiben, wenn der jetzige Spectakel zu Ende ist, der unmöglich lange dauern kann.

Wegen meiner Arbeit muß ich den Finger auf dem Munde behalten; nur so viel sage ich, wie in manchen gesellschaftlichen Rathespielen: es ist weder ein Zar, noch ein Trauerspiel, sondern was Anderes. Vorgestern ist die Flatternde hier eingeflattert, ich habe aber bis jetzt den Struensee aus der zarten Hand nicht empfangen. Gestern gab die Nachtigall mit ihrer kleinen schwesterlichen Grasmücke ein Concert, welches nicht übermäßig besetzt war. Sie hätte auch nicht leicht einen schlechtern Zeitpunkt wählen können, da Alles unter Lustbarkeiten in diesen Tagen fast erliegt.

32. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 7. März 1830.

Wie viel Schönes verdanke ich Ihnen in der letzten Zeit, mein theuerer Freund, und wie sehr bin ich in Rückstand mit meinem Dank. An dieser mir selbst verhaßten Verzögerung sind nicht blos die letzten lärmenden Carnevalstage, sondern auch mancherlei Beschäftigungen Schuld, deren Resultat freilich nicht sehr erheblich ist, die mich indeß doch grade während des Gesellschaftsstrudels immer Morgens und Nachts fesselten, und so blieb mir in einer Epoche, in der Manches mitzutheilen gewesen wäre, wenig Zeit zur Mittheilung. Nun sich das Correspondenzmaterial ungebührlich gehäuft, ist es nothwendig, systematisch, oder besser auf Göthe'sch-schematische Weise zu verfahren, um es zu ordnen. Wie billig, beginne ich mit dem uns zunächst Betreffenden. Dank und Antwort für alles Treffliche, das ich von Ihnen empfangen — dann Bericht über die eignen Productionen — ferner die poetischen fremden Angelegenheiten und endlich die neuesten socialen und politischen Verhältnisse in dem vielbewegten

Paris. Ohne Umschweif also — zu Ihren Poesien, zweite Folge. Sie haben mir große Freude dadurch gewährt, und namentlich hat mich, was ich noch nicht kannte, lebhaft angesprochen; dahin rechne ich namentlich den Spruch des Dichters im ersten Buche.

Diese poetische Blüthe duftet bis in die zarteste Tiefe ihres Kelches — Jugend, volle lebensfrische Jugend, und der warme Morgenhauch, der darüber schwebt, erfüllt gewiß alle, die sich, wie ich, schon mehr dem Mittag des Lebens nähern, mit dem Gefühl schmerzlicher Sehnsucht, das auch seine Freude hat, und für das ich dem Dichter, der es erregt hat, Dank weiß, wenn es mich auch vielleicht eine Thräne kostet. — Nicht alle Gedichte der Sammlung stehen auf gleicher Höhe, und es ist jetzt, da das Buch der Welt übergeben ist, nicht mehr an der Zeit, zu bemerken, daß Sie vielleicht strenger hätten sichten können. — Vortrefflich finde ich die Sonette der ersten Reihe, die ich in Düsseldorf aus dem handschriftlichen Schatze nicht alle entziffert hatte. Unter den Gedichten, die das Grab auf St.-Helena bilden, gebe ich dem mit VIII. bezeichneten den Preis. Mir scheint, als erhebe es sich über die andern durch eine große Meisterschaft des Verses und durch das Erhaben-Menschliche der Idee. Die Heldengestalt des Todten erscheint hier in wahrhaft antiker Größe und weit erschütternder als da, wo er gar absichtsvoll durch seine Gespensterhaftigkeit erschüttern will.

Ich habe nun auch mit zartem Erröthen Ihre Kri-

tik über meine Trauerspiele gelesen, die vielleicht nur so gut weggekommen sind, weil ihr Autor das Glück gehabt hat, einen Freund gefunden zu haben, der sich mit so brüderlicher Neigung an einen armen Familienvater angeschlossen, daß er mit mehr als Nachsicht, mit eigentlicher Liebe die Unarten des Ranges des Hauses erträgt und sie sogar mit den edelsten Worten beschönigt. — Wie soll man einen Liebesdienst anders vergelten, als durch Liebe, und ich weiß zu gut, welchen Dienst Sie mir durch Ihre Kritik erwiesen haben, um nicht den Lohn dafür in meinem Herzen zu tragen. — Was Sie über den Mangel an Contrast, über die beiden Scenen zwischen Vater und Sohn sagen, ist erstaunlich wahr und zeigt von der tiefsten dramatischen Einsicht. Nicht ganz so kann ich das billigen, was Sie veranlaßt, mir zu rathen, Struensee in Ihrem Sinne handelnder und in der Liebe verbrecherischer (denn sub rosa ist der Tadel doch auch vorhanden) auftreten zu lassen. Hier scheidet sich bei uns die Auffassungsweise und muß es nach der Eigenthümlichkeit unserer Naturen. Je schärfer mir diese Scheidung erscheint, um so reizender, gestehe ich Ihnen, wird mir immer mehr und mehr das Einverständniß, in dem wir leben, und je wahrer wir zu einander bleiben werden, je belehrender muß es, ich wage es auszusprechen, für uns beide sein.

Ich war in der letzten Zeit nicht ganz unthätig, fast darf ich es nach Ihrem Maaßstabe selbst — productiv nennen. Mehrere einzelne Gedichte sind entstanden und au-

ßerdem ein einactiges Lustspiel in Prosa, auf das ich, daß ich's nur ehrlich gestehe, nicht ohne eine kleine Anwandlung von Wohlgefallen blicke. Vielleicht, je seltener dies Gefühl mich bei eignen Productionen anwandelt, ist es um so trügerischer, wenn es sich einfindet. Sie sollen bald selbst darüber urtheilen. Von den Gedichten sende ich Ihnen beifolgend das bedeutendste. Es ist in Terzinen, eine Form, die ich noch nie gehandhabt, und die ich, da sie doch immer in unserer Sprache eine Art Kunststück ist, mit der größten Consequenz behandelt habe, durchweg ohne männliche Reime, und mit wenigen Ausnahmen endigt der Sinn mit der Terzine, wie es meist beim Dante der Fall ist. Da das Gedicht nicht ganz kurz ist, so war die Aufgabe nicht ganz leicht; ich will sehr froh sein, wenn sie theilweise nur zu Ihrer Zufriedenheit gelöst ist. Die Idee des Gedichts, dünkt mich, hätte ich Ihnen schon in Düsseldorf erzählt. Hier haben mich die Freudenbezeigungen der Brasilianer über ihre Kaiserin mehr damit befreundet, und so habe ich's vor Kurzem binnen wenig Tagen gedichtet.

Leider ist es wieder so spät geworden, daß mich die Uhr mahnt, daß es Zeit sei, zu enden, wenn dieser Brief noch heute zur Post soll.

So mag er denn ohne andere Notizen beladen zu Ihnen eilen. Morgen oder übermorgen mehr über tausend und tausend Dinge, die uns interessiren — als da sind Hernani, Kammern u. s. w.

33. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 15. März 1830.

Hernani ist erschienen, mein werther Freund, und da ich ihn Ihnen beifolgend sende, ist eigentlich alles, was ich darüber zu sagen hätte, überflüssig. Sie werden lesen und selbst urtheilen, und ich zweifle kaum, daß unser Urtheil völlig übereinstimmend sein wird. Indeß so wenig auch nach meinem Gefühl dies Stück einer eigentlichen Kritik würdig ist, so ist es doch billig, daß ich, der hier Gegenwärtige, Sie, den Abwesenden, auf die Standpunkte führe, die der Dichter im Verhältniß zu seinem Publicum, und das Publicum in Beziehung auf diesen — Dichter einnimmt. Victor Hugo, dessen lyrische Arbeiten Sie zu kennen scheinen, und die Ihnen, wie Sie sehr richtig bemerkten, als von einem Franzosen herrührend, gefallen mußten, haben auch hier nicht mit Unrecht eine gewisse Erwartung auf die künftigen Werke eines Dichters erregt, der dem Publicum selbst und durch seine Freunde seit drei Jahren verkündete, daß er das einzige goldene Gefäß sei, aus dem die Franzosen das ihnen bis

jetzt noch ganz unbekannte Labsal, Poesie genannt, schöpfen könnten. Es ging ihm halb und halb mit diesem Gerede wie dem Advocaten Eyterborn in Kotzebue's „Versöhnung", der behauptet, den Leuten so lange gesagt zu haben, daß er, der größte aller Spitzbuben, ein ehrlicher Mann sei, bis es ihm geglaubt worden. Man gestand also dem Dichter der „Odes et ballades", der „Orientales", die vom Orient grade soviel hatten als der Goldschaum vom Golde, dem Verfasser des „Cromvell" und des „Dernier jour d'un condamné" eine gewisse poetische Glut zu, von der sich eine Flamme erwarten ließ. Das war genug; denn mehr als eine solche Erwartung bedurfte es nicht bei der längst gefühlten Nothwendigkeit nach Neuerung und Umwälzung in dem dramatisch-poetischen System der Nation, um das Publicum vorzubereiten, von diesem Dichter zu empfangen, was noch keiner vor ihm gewagt hatte. So war also das Publicum der ersten Vorstellung Hernani's — soviel die Unzahl jugendlicher Freunde Publicum hineinließ — gewärtig, nicht allein Neues, sondern auch Seltsames zu empfangen. — Dies mußte ich bevorworten, diese Stimmung, die Jedem gewissermaßen die größten Concessionen zur Pflicht macht, ist nothwendig, um den entfernten Leser zu belehren, wie es möglich war, daß das lügenhafteste dramatische Gebilde, die fratzenhaftesten Gestalten, sehr oft an die von demselben Dichter so oft geschmähten Fratzen der alten französischen Tragödie erinnernd, die mit Füßen getretene Historie, das völlig unwahre Local

nicht sogleich den Unwillen der Menge rege gemacht. Die Menge aber, die diesmal ein gemäßigter Richter sein und, was man ihr vorführte, nicht als bloßes dramatisches Factum, sondern als Erzeugniß einer ihr bekannten, poetischen Individualität richten wollte, die wußte, daß man sie aufs Glatteis führen und ihr die kitzliche Frage, was genial, was bizarr sei, vorlegen würde — die Menge, die, um recht unparteiisch zu scheinen, sich sehr willig von jeder einzelnen lyrischen Schönheit des Dialoges bestechen ließ, ließ dem Dichter ein Recht widerfahren, das ihm vielleicht kaum in Deutschland geworden wäre, hörte ihn ohne Zeichen der Mißbilligung bis zu Ende und ließ dann den unverschämten Freunden die Freiheit, zu thun, was ihnen gut dünkte. Die haben sie denn auch redlich genutzt und dem Dichter alle nur möglichen Ovationen bereitet. Das alles aber hat zu nichts geholfen. Das Theater ist zwar noch immer sehr gefüllt, wenn Hernani gespielt wird — und das ist begreiflich, da einerseits die übertriebenen Lobeserhebungen, andererseits die beißendste Persiflage die allgemeine Neugier rege gemacht –, aber das Stück wird nichtsdestoweniger Abend für Abend von einem übervollen Hause theils ausgelacht, theils ausgepfiffen.

In eine detaillirte Kritik eines Stückes einzugehen, das Sie selber lesen werden, ist unnütz. Mir scheint, daß die Extravaganzen nicht Veranlassung zur Verwunderung geben, daß sie von einem Franzosen herrühren; eben so wenig, als der Terrorismus der Revolution bei

der civilisirtesten und abgeglättetsten Nation der Erde. Von Extrem zu Extremen zu schreiten liegt so tief in der menschlichen Natur, daß die Erneuerung dieser Wahrheit in dem vorliegenden Beispiel einen Kenner derselben wie Sie nicht befremden darf und wird. Wäre dies Drama das Product eines achtzehnjährigen jungen Mannes, der unwillkürlich gefehlt hätte, so würde ich trotz der großen Unkenntniß der Bedingnisse des Dramas, die es überall verräth, dennoch aus einem gewissen Freimuth der Empfindungen, aus der Glut, die aus einzelnen Reden hervorleuchtet, besonders aber aus dem Bilderreichthum, der freilich nicht die Gedankenfülle ist, zu der man ihn gern machen wollte, und aus der neuen Weise, mit der der tragische Alexandriner gebrochen und zu einer Art von Natürlichkeit herabgezogen worden — dennoch schließen, daß vielleicht von diesem Autor ein im großen Sinne des Wortes romantisches Drama für die Franzosen zu erwarten sei. Aber Victor Hugo ist 27 Jahre alt — ein völlig mit sich einiges abgeschlossenes Naturell — eitel bis zur Lächerlichkeit, wie Ihnen das die Vorrede und die Notes beweisen werden, und so fürchte ich, daß das lumen tragoediae nicht in seinem Haupte steckt, und daß es einem Andern vorbehalten sein wird, es Frankreich, das für die große Welttragödie, die es uns seit 30 Jahren vorgespielt, wol einen tragischen Poeten verdient, anzuzünden.

Nachdem ich so scharf das Werk eines Dritten beurtheilt, mag es nicht wenig anmaßend scheinen, Ihnen

mein Duodez-Lustspiel, den „Neuen Toggenburg" zu senden und Ihre Nachsicht dafür in Anspruch zu nehmen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen je von der Idee dieser Bluette gesprochen. Wie dem auch sei, sie bedarf keines Commentars. Ich mochte die Lust, die mich plötzlich anwandelte, sie auszuführen, nicht unterdrücken, da ich besonders von der Crelinger durch ihren Mann, der sich grade hier befand, oft und dringend ersucht worden, irgend etwas wieder Spielbares zu schreiben. Als Vorkost, bis ich ihr das consistentere Gericht meiner Tragödie senden werde, habe ich nun aber en secret ihr dies kleine Stück nach Berlin gesandt, das vielleicht, von ihr, der Wolff und Rebenstein gespielt, nicht ohne Bühnenwirkung sein dürfte. — Ich bitte Sie, mein theuerer Freund, mir unumwunden Ihre Meinung über den Schwank zu sagen und sich nicht durch die kleine Schrift von der Lesung desselben zurückschrecken zu lassen. Ihre Bemerkungen, wenn Sie umgehend antworten, würden noch zeitig genug kommen, um vor der Darstellung Abänderungen, die Ihnen nöthig scheinen dürften, vorzunehmen. Jetzt soll es nun ernstlich an eine größere Arbeit gehen.

Gestern hörte ich hier in einer deutschen Gesellschaft ein längst erschienenes Gedicht auf Heine's Buch der Lieder, das ich, falls Sie es nicht kennen, Ihnen doch mittheilen muß:

Buch der Lieder.

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Ducaten,
Mich meine Liebespein.

Wie bin ich dir so verbunden,
Mein Lieb, für dein treuloses Herz;
Ich habe viel Geld gefunden
Und ruh' nun im Liebesscherz.

Nun sitz' ich bei der Lampe
Und singe das Leid, das mich traf,
Es ist erschienen bei Campe
In Hamburg in klein Octav.

Ich hoffe, der Witz hat mindestens für Sie das Verdienst der Neuheit.

Heute discutirt die Kammer der Deputirten die Adresse, und so ist morgen ein wichtiger Tag für Frankreich, das die Meinung der Majorität der Nation zu königlichen Ohren trägt. Eine Krisis ist nun unvermeidlich. Gebe der Himmel, daß sie nicht auf gewaltsame Weise effectuirt werde.

34. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 2. April 1830.

Sie haben mich, mein liebster Beer, in der letzten Zeit so schön und reichlich bedacht, daß ich Ihnen meinen herzlichsten Dank sagen muß. Zuerst von dem „Traume des Kaisers". Das Gedicht ist im Anfange und Schlusse sehr gut, und es freut mich, daß Sie den sehr poetischen Gedanken ausgeführt haben. In der Mitte finde ich zuviel Rhetorik und dürfte Manches wegzulassen oder zusammenzuziehen sein. Diese Art Gedichte gewinnt unendlich durch einen gewissen Lapidarstyl, den Styl, worin Dante so groß und wirksam ist. Die Idee ist so groß und liegt uns so nahe, daß sie keines luxurirenden Schmucks bedarf. Ich habe mir erlaubt, am Rande meine Bemerkungen im Einzelnen zu machen.

Die lediglich weiblichen Ausgänge billige ich ganz, weil ohne sie der Fluß der Terzine gestopft wird, und das Ohr einen unangenehm klappenden Abfall hört. In der Reimverschlingung sind Sie von dem etablirten Gesetze abgewichen. Außer den ersten drei Strophen rei=

men Sie jederzeit die beiden äußern Verse der vorhergehenden Strophe mit dem Mittelverse der folgenden. Dagegen reimt die Terzine grade umgekehrt den Mittelvers der vorhergehenden mit den beiden äußern Versen der folgenden Strophe:

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura
Che la diritta via era smarrita;

E quanto a dir qual' era, è cosa dura
Questa selva selvaggia, ed aspra, e forte,
Che nel pensier rinnuova la paura etc.

Ich muß gestehen, daß in diesem Reimgesetze mir nicht blos eine willkürliche, sondern eine nothwendige Form zu sein scheint. Die Terzine wird nur zum Ausdruck hoher, majestätischer, religiöser oder politischer Vorstellungsweisen und Gegenstände gebraucht. Ihren Reiz und ihre höchste Bedeutung gewinnt sie, wenn sie wie ein großer prachtvoller Strom dahinfluthet, in dem Welle die Welle aufnimmt und fortführt. Dieses gemessene leise Anhalten und doch stärkere Fortströmen bei jeder Strophe ist mir wenigstens immer als das innere Geheimniß jener Form erschienen. Wenn nun zuerst der Mittelvers, isolirt und dadurch hervorgehoben von den ihn einfassenden fremden Reimen, einen neuen Klang anschlägt, und dieser neue Klang in den beiden Versen der folgenden Strophe aufgenommen, und dadurch erweitert und verstärkt, austönt, so entsteht das, was ich meine. Zwei geben die Resonanz von dem, was Eins angekündigt hat. Hier ist die Wirkung im Wachsen; wogegen, wenn man, wie Sie

gethan haben, Eins wiederholen läßt, was Zwei bereits getönt haben, dieselbe fällt. Daß die Strophen zugleich bei der nicht von Ihnen gewählten Weise knapper zusammengebunden werden, leuchtet auch ein. Denn nach dem einzeln stehenden Mittelverse erwartet jedes den Reim in der folgenden Strophe. Nach zwei Reimen aber in der ersten Strophe ist es wenigstens dem Ohre nicht nothwendig, noch auf einen zu hoffen.

Ich rathe indessen nicht zu einer metrischen Umbildung, wobei manche innere Schönheit des Gedichtes mit verloren gehen würde. Ich habe Ihnen meine Ansicht nur mittheilen zu müssen geglaubt zur Prüfung behufs künftiger Fälle. So wie Sie die Versform übrigens gewählt haben, ist dieselbe bis auf zwei oder drei Kleinigkeiten sehr rein und wohltönend behandelt worden.

Das kleine Lustspiel ist allerliebst, der Dialog vortrefflich fein nuancirt, Charaktere und Situation, wie es in solchen Idyllen so wohlthuend ist, recht geschlossen, und Alles zusammenpassend. Ich bin überzeugt, daß das Stück mit der Besetzung, die Sie mir angeben, eine sehr gute Wirkung thun wird. Der Besuch Clementinens erinnert etwas an Tieck's „Gelehrten". Dies sage ich nicht als Tadel von meiner Seite, da zu allen Zeiten Novellen von Dramatikern benutzt worden sind, sondern damit Sie gefaßt sind, wenn die Welt es Ihnen vorrückt. Zweierlei finde ich zu bemerken:

1. Die plötzliche Umwandlung des Professors würde plausibler werden, wenn seine erste Liebe mehr als ange-

flogene Grille, wie sie einsamen Männern wol zu kommen pflegt, erschiene. Ich dächte, die alte Josephe könnte dies sehr schicklich insinuiren.

2. Die Idee mit dem Klingeln ad instar der Toggenburg ist ein wenig künstlich und herbeigezogen. Ich weiß nicht, wie zu rathen. Aber ich finde dort einen Anstoß.

Vielleicht räumt eine geschickte Darstellung beide Steine aus dem Wege. Ich schaue darnach alle Tage in dem Repertoire aus. Es wird doch wol bald gegeben werden?

Hernani ist, wie ich längst eine Tragödie von den Franzosen erwartet habe, die sich nun der Romantik verschrieben haben, wie Eines sich dem Teufel verschreibt. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen bereits schrieb oder sagte, daß ich immer die Vorempfindung hatte, wir würden für die Verachtung, womit die Franzosen unsere gährende und sprudelnde Literatur früher betrachteten, noch einmal vollständig gerächt werden, und zwar durch Werke ihrerseits, welche alles Deutsche in Extravaganz und Tollheit weit hinter sich lassen. Die Reihe solcher Werke beginnt nach meinem Gefühl der Hernani. Eine Ausgeburt der vollendeten innern Kälte, die sich glühend und wahnwitzig anstellt. Calderon und Shakspeare nicht verstanden, dumm und quatsch durcheinander gemanscht. Besonders fiel mir auch die Armuth der Motive auf; denn es kommen, richtig gezählt, drei Duelle vor, aus denen nichts wird, fünf Liebesscenen, die dasselbe sagen, und

viermal kriechen Helden in ein Loch (inclusive das Loch, worin Charlemagne's Gebeine liegen). Die Verzeichnung des kalten, schweigsamen, ehernen Karl zum Bonvivant ist einzig in ihrer Art; Hernani und Donna Sol (diese mit Ausnahme einiger weniger Striche) sind Abstractionen, und der alte Grand wird trotz aller Anstrengung, ein bedeutender Mann zu sein, nur ein Hanswurst. Einen Vorzug hat bei alle dem das Stück: es ist nicht langweilig.

Wir haben hier jetzt französische Komödie, die ich mit Vergnügen sehe. Zum Lustspiel ist das Volk wie geboren. Diese hiesigen vom dritten, vierten Range spielen besser als unsere besten Deutschen.

Heine's „Reisebilder" habe ich gesendet und wünsche Ihr Urtheil zu hören. Er hat sich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geschrieben in seiner kindlich zutraulichen, drolligen Weise. Ihm scheint an Ihrem Wohlwollen viel zu liegen, er erwähnte Ihrer fast in jedem Briefe. Im letzten schrieb er mir, ich möchte Sie bitten, daß Sie ihn in der Platen'schen Sache gegen Herrn v. Schenk verträten, was ich denn hiemit thue. Seine Replik ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft productive Natur, daß man seinerseits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens ist zu erwägen, daß Platen ihn persönlich auf die gemeinste Weise zuerst angefaßt hat.

Mich freut es herzlich, daß Sie thätig sind, und

hoffe ich bald Früchte Ihrer Stunden zu erblicken. Wie lange bleiben Sie noch dort?

Tulifäntchen, nach dem Sie fragen, wird etwas später, als ich dachte, erscheinen, weil es mit Kupfern ausgestattet wird. Einige Zeichnungen liefern Schadow's Schüler — so wird sich denn das Ding ganz bunt und lustig ausnehmen.

Kürzlich las ich Olaf Celsius' „Geschichte des unglücklichen Sohnes von Gustav Wasa, Erichs XIV." Die Verirrungen dieses Königs, seine unglücklichen Schicksale und Tod würden ein sehr gutes tragisches Sujet geben, und ich habe mir diesen Casus unter die non obliviscendos notirt.

35. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 11. April 1830.

Ich möchte Ihnen danken, mein theuerer, kritischer Cunctator, und doch wiederum Sie schelten. Ihre Kritik meines Gedichtes: „Des Kaisers Traum", ist leider zu spät gekommen. Ich hatte von Posttag zu Posttag darauf gehofft und endlich, da nichts kam, und ich doch gerne wieder in Deutschland ein poetisches Lebenszeichen geben wollte, es Cotta fürs Morgenblatt gesandt. Dieser hat es nicht 24 Stunden in seinem Pulte behalten, und nun ist es gedruckt mit allen Versehen und Schwächen, die Sie sogleich mit Ihrem scharfsichtigen Blicke entdeckt haben, und die meinem blöden Auge entgangen sind. Erklären Sie mir, wie es dem ängstlichsten und vorsichtigsten aller Menschen begegnen konnte, nicht zu sehen, daß Quelle nicht auf Wellen und zerschellen reimt? Die veränderte Reimverschlingung der Terzine ist nicht ohne Absicht geschehen; aber ich fühle, wie tief ins Wesen dieser Versart eindringend und richtig Ihre Bemerkung ist, die das Gesetz aus der Nothwendigkeit erklärt. Nun

ist freilich an Umarbeitung nicht zu denken; aber ich werde es mir für künftige Fälle gesagt sein lassen, und bejammere nur, daß ich der Oeffentlichkeit etwas so Unvollkommenes übergeben habe. Mit welcher Verachtung wird dies unselige Gedicht nicht wieder behandelt werden! Das Gedicht hat hier dem Kreise der Bekannten, dem ich es mitgetheilt, so sehr gefallen, daß mich dieser Beifall zu der schnellen Publication verleitet hat. Die Strafe folgt, wie Sie sehen, der Eitelkeit auf dem Fuße nach. Ich werde nun die Scharte ein wenig auswetzen, vielleicht noch einige von den Gedichten, die Sie kennen, ins Morgenblatt setzen lassen. Sind Sie der Meinung?

Uebrigens veranlaßt mich Ihr Tadel vieler Stellen, doch eine nähere Explication zu fodern. Was nennen Sie denn in einem lyrischen Gedichte zu rhetorisch? Im Drama versteh' ich den Tadel gar wohl, und er bedeutet nur in dieser Gattung, die das subjective ganz ausschließt, die Verwechselung der eignen Empfindungen, die sich dem Strome der breiten Rede wohlgefällig überlassen, mit denen der handelnden Personen, die leben und nicht verrathen sollen, daß ein Dichter durch ihren Mund spricht. Das Wort ist im Drama ein Behelf, es ist nicht Zweck; aber der Lyriker hat das Recht, damit zu spielen, wie er will, und wo nichts ausgedrückt werden soll als eine überwallende Empfindung, kann dem Ausdrucke kein so enges Bett gezogen werden. Dem Engel, der in einem lyrischen Gedichte spricht, gebietet kein dramatisches Gesetz, sich kurz zu fassen, und wenn auch die

Grundidee des Gedichtes ein Contrast ist, so ist, glaub' ich, dadurch die Antithese nicht fortwährend als Ausdruck bedingt; das Ausmalen gewisser Situationen, die sogenannte poetische Schilderung sind erlaubte Dinge, wenn sie anders fortwährend aus Empfindungen entspringen und Empfindungen erregen, denn das ist ein Grundgesetz für alle Poesie und mithin auch für die lyrische. Betrachten Sie nur Byron; den wir doch gewiß zu den ersten Lyrikern aller Zeiten zählen müssen, so werden Sie überall in den erzählenden Gedichten, die doch keiner andern Gattung als der von uns mit dem Namen: lyrischen, bezeichneten gehören, ein oft muthwilliges Wegspringen von der Grundidee des Gedichtes, ein wohlgefälliges Verweilen bei Nebendingen, eine Ausführlichkeit der Schilderungen finden, die ich geneigt wäre, ihm eher als Schönheiten, der Gattung ganz eigenthümlich, wie als Versehen anzurechnen. Auf welche Weise sollte denn auch ein Gedicht seinen Weg durch viele hundert Verse vollenden? Das stoffartige Interesse ist ja denn doch in der Lyrik ein ganz untergeordnetes, und nicht das schnelle Gelangen ans Ziel, sondern das auf einem reizenden Wege Dahinführen ist die Hauptsache. Trotz dem will ich nicht in Abrede stellen, daß, wenn ich auch das Luxuriren in Gedichten wie der episch-lyrischen Gattung als Princip vertheidigen zu können glaube, nicht darin die Ohnmacht fühlbar sein muß, die ins Breite fällt, weil ihr die Stärke fehlt.

Dies alles sei ohne weitere Beziehung auf mein Ge-

dicht, sondern nur als mein ästhetisches Bekenntniß ausgesprochen, das ich begierig bin von Ihnen widerlegen zu hören.

Daß Ihnen mein Lustspiel nicht mißfällt, freut mich herzlich. Aus der Darstellung in Berlin wird nichts; denn die Crelinger, der ich das Stück anvertraut, bekennt mir in einem sehr freundschaftlichen Briefe offen, daß sie das Product meiner Muse doch zu unbedeutend finde, um es dem Publicum meiner kritischen Vaterstadt nach so langer Zögerung zu bieten. Sie findet viele Situationen darin gewagt, Manches unzart und zweifelt überhaupt an dem Erfolge. Dennoch, so schreibt sie, ist sie sehr geneigt, wenn ich es wünsche, die Aufführung zu betreiben. Ich habe ihr natürlich geantwortet, daß ich mich ganz ihren Ansichten fügte, und daß die Aufführung in Berlin unterbleiben solle. — Ehrlich gestanden, es ist mir nun recht lieb, daß es so gekommen ist; denn da das Kindlein nun schon ein paar Monate alt ist, so ist es mir im vollsten Maße eben so gleichgültig geworden als alle meine übrigen Productionen, und ich freue mich, daß es nun still und harmlos bei meinem andern Lustspiele, meinen Gedichten und meinen Plänen im verschlossenen Pulte liegt und mir keinen Kummer bereitet. Hat es mir doch die Freude gewährt, von einem Freunde darüber ein belebendes Wort gehört zu haben; wie viel Kränkendes würde ich vielleicht hören müssen, wenn ich es in die Welt sendete. Besser, es sieht das Licht so spät als möglich, oder gar nicht.

Von Schenk habe ich seit längerer Zeit keine directen Nachrichten, und ich weiß nicht, wie er über Heine's Buch denkt. In der Correspondenz oder im mündlichen Gespräche will ich später gern den Anwalt desselben spielen, soweit es meine Ehrlichkeit zuläßt. Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, daß ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfaßte. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lecture seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satyre nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden. Uebrigens grüße ich ihn aufs herzlichste, und meine persönliche Neigung für ihn sei noch immer die alte. Ich bitte, schreiben Sie ihm das.

Seit einiger Zeit ist Raumer hier. Auch Maltitz, der mit Herrn v. Uechtritz befreundet ist, und Herr v. Normann aus Aachen sind in Paris. Der Erstere brachte mir einen Empfehlungsbrief der Crelinger, und er wäre mir auch außerdem in vieler Beziehung willkommen gewesen. Sein Wesen ist doch frei von der ledernen Pedanterie unserer meisten Gelehrten, und es ist schon etwas werth, mit einem Manne zu verkehren, der bei so reichem Wissen eine selbstständige Meinung besitzt, über die sich streiten läßt, weil sie aus Ueberzeugung entspringt und nicht eine falsche oder angeheuchelte ist. Er hat mir

viel von Raupach's „Heinrich VI." erzählt, mir von der seltenen Größe des Erfolges berichtet und es, besonders in Bezug auf die innere historische Arbeit, über die ihm nun freilich das competenteste Urtheil zusteht, ungemein gelobt. Er hat mir eine Abhandlung gegeben, die er im vorigen Jahre in der Akademie gelesen, und die „Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuen Dramatikern" betitelt ist. Wenn sie Ihnen noch nicht zu Gesicht gekommen ist, so will ich sie Ihnen senden. Sie enthält, besonders über die Art, wie Aristoteles (nach Raumer's Ansicht) die neuern Dramatiker von Shakspeare an beurtheilen würde, manches sehr Geistreiche und Scharfsinnige. Ueber die Weise, wie man die Geschichte zum Drama benutzen soll, hat er Ansichten, die Ihrem Gefühle und Ihrer Anfassungsweise ganz unannehmbar erscheinen würden. Er geht selbst mir, den Sie doch zuweilen einer gewissen knechtischen Furcht vor der Historie und ihrer Unumstößlichkeit beschuldigt, viel viel zu weit darin.

Normann habe ich noch wenig gesehen. Er scheint sich hier nicht besonders zu gefallen und nicht heiter gestimmt zu sein. Nach unserer ersten entrevue in Düsseldorf hatte ich ihn anders erwartet, als ich ihn jetzt gefunden. Indeß ist es häufig, daß der erste Eindruck, den Paris macht, lästig und betäubend ist.

Nun zu einer Bitte! Indem ich Sie ersuche, unsern Freund Schadow auf das herzlichste für seinen lieben Brief zu danken, fügen Sie wol auch hinzu, daß

ich ihm nicht antworte, um ihm wiederum nicht eine neue Pflicht der Erwiederung aufzulegen. Indeß habe ich ein Gesuch an ihn. Ich habe hier nämlich einen jungen Menschen wieder gefunden, Namens Breslauer, den ich schon in Berlin unterstützt und ihm behülflich war, seiner Neigung für die edle Malerkunst nachzugehen. Ich verlor ihn später aus den Augen und erkenne erst hier, daß der kaum vierundzwanzigjährige Jüngling die größten Schwierigkeiten überwunden, um sein Talent für Landschaftsmalerei auszubilden. Er hat einige Zeit in Dresden gelebt, hat dann eine Reise nach Tirol gemacht und kommt nun hieher ohne alle weitere Aussicht auf Lebensunterhalt, in der Absicht, sich besonders auf ein noch gründlicheres Studium seiner Kunst zu legen und Manches nachzuholen, was bei seiner ersten künstlerischen Bildung versäumt worden. Er hat hier auf meine Veranlassung Gérard und Scheffer eines seiner Originalbilder gezeigt, und beide waren höchlichst frappirt davon. Ich wünsche nun sehr, daß er nicht hier bleibe, wo er doch nur schwankende Anleitungen fände, sondern die erste Kunstschule Deutschlands, unsers Schadow's Akademie nämlich, besuche, und dort den ehrenvollen Namen seines Schülers erwerbe. Dann ist mir bei seinem unbezweifelbaren Talent für seine Zukunft nicht bange. Nun wünschte ich zu wissen, ob und unter welchen Bedingungen ihn unser Freund annehmen will, und wie viel ein junger Maler in Düsseldorf monatlich braucht, um, wenn auch beschränkt, doch anständig zu leben? Sie würden mich ungemein verpflichten, wenn Sie mir darüber sobald als möglich antworteten.

36. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 18. April 1830.

Um zuvörderst Ihre Anfrage wegen des jungen Malers zu erledigen, liebster Freund, theile ich Ihnen mit, was mir Schadow gesagt hat. Er selbst geht im Herbste nach Italien, und wird acht bis neun Monate auf dieser Reise zubringen. Herr Breslauer würde also auf seine Gegenwart und deren Einwirkung während einer ziemlich langen Zeit nicht rechnen können. Schadow meint nun aber, daß dieser Umstand nichts verschlage, da er selbst nicht Landschafter sei, und er ihn daher doch dem Rath und der Anleitung seiner besten Schüler in diesem Fache, Lessing und Schirmer, überlassen müsse, welche hier bleiben.

Meine Ausstellungen über einzelne Stellen Ihres Gedichtes mit Gründen zu belegen, bin ich Ihnen schuldig. Verzeihen Sie nur, daß diese Kritik noch nicht in gegenwärtigem Briefe erfolgt, ich bin im Augenblicke nicht in der zu einer solchen Entwickelung nothwendigen Sammlung. Meine Bemerkungen sollen nächstens aufgesetzt

werden. Uebrigens haben Sie Unrecht, mein lieber Freund, wenn Sie nun, weil Einzelnes vielleicht in dem Gedichte anders sein könnte, über das Ganze mißmuthig werden. Die Idee ist absolut vortrefflich, und wenn die Ausführung bis jetzt nur relativ gut ist, so kommt es ja nur darauf an, ob wir uns über die möglichen Verbesserungen einigen können, welche Verbesserungen, wie ich meines Wissens schon angedeutet habe, fast nur in Auslassungen bestehen dürften. Nicht allein auf mich, sondern auch auf Andere hat das Gedicht lebhaften Eindruck gemacht; Schadow war sehr davon erfreut, und Uechtritz hat es für das Beste erklärt unter den kleinern Sachen von Ihnen, die er kennt.

37. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 24. April 1830.

Anbei, mein theuerer Freund, wiederum eine Kritik im Universel über Sie, aber nicht, wie Sie erwarten, über Friedrich II., sondern über Ihre Gedichte, die der Verfasser der frühern Kritik durch mich erhalten hatte. Ich denke, Sie werden von der darin herrschenden Intelligenz und dem innigen Gefühle des Verfassers für Poesie im Allgemeinen überrascht sein. Enttäuschen Sie sich übrigens! Er ist nicht, wie Sie glauben, ein Stockfranzose, sondern ein Elsasser, dessen Muttersprache eigentlich Deutsch ist, und der, wie Sie das sehr leicht herausfühlen werden, so in die tiefste Eigenthümlichkeit Deutscher Ideen einzudringen vermag, wie es kein Fremder könnte. Ich habe auch diese Kritik erst um vierzehn Tage zu spät erhalten, da ich den Universel nicht regelmäßig lese. Vergeben Sie mir also den Verzug. Daß es kein durch Nachlässigkeit verursachter ist, glauben Sie mir wol aufs Wort; ich beeile mich, Ihnen die Kritik noch heute, wo ich sie empfangen, zu senden, und schließe sie diesen Zeilen bei; damit sie aber das Porto nicht ungebürlich vertheuere, schneide ich den luxuriösen Theil des Universel, der Sie nicht betrifft, weg.

38. Karl Immermann an Michael Beer.

Des Kaisers Traum.

Terzine 12 — 16.

Er sucht sein ewiges Gestirn — doch draußen u. s. w. bis:
Mit Geistern, die sein Lager still umringen.

Gegen diese Stelle habe ich Folgendes:

1. Der Sturm ist mir zu theatralisch. Ich glaube, daß die Wirkung einfacher und größer ist, daß die Vision viel energischer angekündigt wird, wenn auf eine einfache Terzine, welche nur sagt, daß der Kaiser sich schlummern gelegt habe, gleich die Verse:

Und über seinem bleichen Haupt erzittert u. s. w.

folgen. Die Häufung der Ankündigungen von etwas Außerordentlichem, wie sie die vorhergehenden Verse enthalten, wirkt wenigstens im Epischen nie gut. Man nehme das prägnanteste Motiv, darin sind alle schwächern von selbst gesetzt. Sturm — Grausen — unruhiger Schlaf sind weit schwächer, als wenn ein ahnungsvolles Zittern selbst die leblosesten Dinge: den goldnen Adler, die Purpurseide, durchdringt; es bleibe also bei diesem Stärksten. Das entsetzte Auffahren des Kaisers gegen den Schluß

wirkt auch viel besser und neuer, wenn wir ihn im Anfange noch nicht im Grausen gesehen haben.

2. Das Grausen soll den Kaiser zum Schlummer niederziehen. Das Grausen schläfert nie ein, sondern hält die Augen wach.

3. „Der Mantel von Marengo." Ist rhetorisch. Napoleon deckte sich zu der Zeit, wovon die Rede ist, nicht mit diesem Mantel zu. Ich halte dafür, daß, wo die Physiognomie der Wahrheit so gehaltvoll und poetisch ist wie hier, man nie zu solchem Schmucke greifen sollte. Zudem werfen Sie mit dem Bilde die Stimmung um, in welche Sie uns versetzten. Der Mantel von Marengo zeigt uns eine rauhe einfache Zeit und den mäßigen nüchternen Helden. Hier ist aber von dem an der Fülle seiner Uebermacht verschmachtenden, halbasiatischen Despoten die Rede. Ueppige Daunen und Seide paßt daher besser ins Farbensystem des Gedichts.

Terzine 23. Daß N. in seiner Gemahlin seinen Engel verstoße, ist zu sehr Sprache des Begriffs. Der Engel wird Personification, hört auf individuelle plastische Gestalt zu sein. An diesem Orte ist mir überhaupt eine lacune des Gedichts.

Der dir geleuchtet an dem blutigen Tage
Von Austerlitz aus hellem Sonnenblicke,
Er ruft dir heut zum ersten Mal: Verzage!

Ich war's, der dir gebracht das Bild der Güte (Josephinen),
Ich führte Sie in's Haus beglänzter Plage,
Doch nicht verstanden hat mich dein Gemüthe.

Du foderst u. s. w.

Die vorgeschlagenen Verse sind schlecht genug, doch drücken sie ungefähr aus, was ich meine, und welche Verbindung der Ideen ich wünsche.

Terzine 40. Die Schilderung des russischen Feldzugs, und was demselben folgte, ist an sich gut, allein für den Hauptgedanken des Gedichts, der doch nun einmal die Antithese ist und bleibt, zu ausgesponnen. Von einer trockenen und magern Darstellung des Gegensatzes kann ja nicht die Rede sein. Allein, was Ornament ist, muß sich immer subordinirt halten, gegen die oberste Idee des Ganzen; und wo gegen dieses Gesetz gefehlt ist, mag es bei Byron sein, oder bei wem sonst, da werde ich es immer mißbilligen. Sie können aber doch die ganze Passage erhalten, wenn Sie nur noch eine Terzine einfügen, welche andeutet, daß N. durch den Besitz der Erzherzogin sich unantastbar und zu übermenschlichem Wagniß befähigt wähnt.

Ich würde folgende Umstellung vorschlagen:

Zurück die an des Festes brand'ger Stelle.

Dann:

Ironie, oder was N. sich einbildet nach der Heirath.

Nun ist sie dein, die Tochter der Cäsaren!
Getaucht in eines Götterzaubers Welle,
Kannst fürder du nichts Menschliches erfahren.

Gefestet sind die Leiber deiner Streiter,
Unsterblichkeit glüht aus dem Blick der Aaren,
Und Atlas stützt dir deines Ruhmes Leiter.

Dir ist, als wenn ein Reich noch ruhig schliefe:
Dahin! Dahin! Und, zuckt's am Boden, weiter!
Gieb Acht! Gieb Acht! Dort gähnt die ew'ge Tiefe!

Düsseldorf, den 3. Mai 1830.

Ich möchte, mein liebster Beer, nicht Ramler gewesen sein. Es ist ein trübseliges Geschäft, statt sich am Ganzen zu erfreuen, im Einzelnen zu kritteln und gar Verbesserungen ad modum Ballhornii zu machen.

Ich habe meinen Tadel der drei Hauptstellen, die mir bedenklich waren, zu rechtfertigen gesucht, die sonstigen Kleinigkeiten sind mir beim Wiederlesen nicht wieder eingefallen; ein Beweis, daß das, was mir daran auffiel, sehr unbedeutend gewesen ist, oder zu den Dingen gehörte, die Einem bald so, bald so vorkommen. Es gibt wirklich in der Poesie unzählig Vieles, worüber man zu keinem entscheidenden Resultate gelangt. Ueberzeugen Sie sich, daß ich in einigen Punkten Recht gehabt habe, so lassen Sie sich den Abdruck im Morgenblatte in seiner jetzigen Gestalt nicht zu Herzen gehen; das ist ja nur wie eine vorläufige Probe, deren Eindruck der nachherigen vollkommnern Darstellung nicht schadet.

Vor wenigen Tagen erhielt ich Ihren letzten Brief nebst Beilage. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Güte und Liebe und habe mich über das gesunde Gefühl des französischen Kritikers gefreut. Manches ist recht hübsch, was er sagt, und im Ganzen hat er wenigstens eine Seite meiner Individualität gut getroffen, nämlich den Beischmack einer gewissen honetten Philisterei, der in meiner Natur steckt. Sollte ich ihm daher einmal begegnen, so

werde ich ihn nicht, wie den norddeutschen Doctor, bei den Haaren kriegen, sondern ihm, wenn er es mir erlauben will, freundlich die Hand schütteln. Daß ich zum censeur des moeurs Qualification besitzen soll, hat mich ordentlich etwas stolz gemacht; ich war froh bis jetzt, wenn ich meine eignen Sitten in einem niedlich reinlichen Zustande wußte.

W. Alexi's gesammelte Novellen, 2 Bände, sind erschienen und von mir mit Interesse gelesen worden. Er hat wirklich viel Talent zur poetischen Genremalerei; seine Scenerien, die untergeordneten Figuren, die er producirt, sind recht hübsch, wahr und kräftig, mitunter sogar originell. Da ist eine lustige Spitzbubennovelle: „Die ehrlichen Leute", die neben dem Lazarillo und den Gaunerscenen im Don Quixote sich zeigen kann. Schade, daß er so wenig Sinn für die höhern Verwickelungen des Lebens hat. Alles macht sich durch rohe und triviale Motive. Doch warum Schade! Es ist eben sein Platz, und den muß er ausfüllen.

Heine schickt mir vier enggeschriebene Bogen über Tulifäntchen mit (meist metrischen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr sind. Sie sollen noch benutzt werden. Dieser Beweis von Antheil hat mich natürlich sehr erfreut, und ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten. Er nennt das Gedicht den epischen Kolibri, und sagt mir viel Gutes darüber. Die Zeichnungen, die hier auf der Akademie dazu gemacht worden, sind allerliebst ausgefal-

len. Schadow hat die Scene gezeichnet, wo der Riese neben der Prinzessin Thee trinkt, und der alte Kerl ist sehr humoristisch aufgefaßt.

Wie haben Sie denn über Ihre Zukunft disponirt, mein Lieber? Gehen Sie nach München, und wann? Oder bleiben Sie in Paris? Auf jeden Fall hoffe ich, Sie im Herbste wieder hier zu haben. Ich habe oft die größte Sehnsucht nach Ihnen, und werde Sie mit Freuden umarmen.

39. Michael Beer an Karl Immermann.

Spaa, den 14. Juni 1830.

Leider, mein theuerer Freund, bin ich durch fortdauernde Krankheit in Paris verhindert worden, Ihren letzten lieben Brief zu beantworten. Ich bin wieder hier mit meiner Mutter, und so am Kopfe leidend, daß mir jede Anstrengung, selbst das Briefschreiben, streng untersagt worden ist. Indeß muß ich Ihnen heute wenigstens sagen, daß ich wieder in Ihrer Nähe bin, und ich benutze die Freundlichkeit eines Freundes, der nach Aachen geht, Ihnen zwei Bilder des jungen Malers Breslauer zu senden, der bald zu Ihnen nach Düsseldorf kommen wird. Beide Bilder, tiroler Landschaften, bitte ich Sie, unserm Freunde Schadow zu geben, um im Voraus über die Fähigkeiten des neuen Schülers zu urtheilen. Mutter und Bruder wollen mich nicht mehr schreiben lassen — leider mit Recht, denn meine Kopfnerven sind unglaublich angegriffen.

Krank wie gesund mit der alten Liebe

Ihr

Michael Beer.

40. Karl Immermann an Michael Beer.

Den 23. Junius 1830.

Was machen Sie denn für Streiche, mein liebster Beer? Ich wußte gar nicht, wie ich mir Ihr langes Schweigen deuten sollte, da ich an dergleichen nicht mehr gewöhnt bin, und nun bekomme ich die mir unangenehmste Erklärung. Wie herzlich bedauere ich Sie! Nehmen Sie sich ja recht in Acht, und leben Sie ja, auch wenn das eigentliche Uebel vorbei ist, in jeder, besonders geistiger Hinsicht, sehr diät. Ihre Constitution neigt wol etwas zu Kopfaffectionen, und grade diese Uebel wollen mit besonderer Achtsamkeit angesehen sein. Doch Sie sind unter liebenden Familienhänden, die ob Ihnen sorgen und walten werden. Wie sehr wünsche ich, Sie bald, recht bald wieder in alter Frische und Rüstigkeit zu wissen, mein lieber Freund.

Am Ende bringt mich diese Krankheit nun auch wol um die Freude, Sie im Sommer oder Herbst hier zu sehen? Ich hatte mich wahrhaft darauf gefreut; wir sind einander immer näher gerückt, und besonders sind

Sie seit vorigem Herbste ganz der Meinige geworden. Man muß aneinander festhalten in dieser Welt des kalten Verneinens und nüchterner Allwisserei.

Da ich nun nicht weiß, ob ich Sie hier sehen werde, so habe ich mir vorgenommen, Sie dort während Ihrer Badecur zu besuchen, wenn ich Ihnen in Ihren jetzigen Umständen gelegen und recht komme. Ich würde freilich nur auf einen Tag hinüber können.

Die Gemälde von Herrn Breslauer habe ich Schadow'n vorgelegt. Sein Urtheil ist, daß er Talent darin erkenne, und daß er gute Hoffnung von dem jungen Künstler hege, besonders wenn er noch jung genug sei, um recht lernfähig zu sein, denn im Technischen fehle es noch sehr. Mir gefallen sie recht wohl, besonders gefällt mir die eine Landschaft mit der Hütte. Die Felsen finde ich besonders gut aufgefaßt.

Ein seltsames Büchlein: „Die Versuche und Hindernisse Karl's", trieb ich vor Kurzem auf, nachdem ich lange danach umhergestöbert hatte. Es wurde 1807 oder 1808 von vier Verfassern geschrieben: Varnhagen, Neumann, Fouqué und Bernhardi. Es ist eine hübsche und entschiedene Darstellung damaliger Cultur und Sittenverhältnisse, und könnte auch heißen: Berlin, wie es war, als Fichte und Schlegel ihre Vorlesungen dort gehalten hatten. Einzelnes Parodistische ist ganz allerliebst, besonders die Parodie auf Johann v. Müller und Jean Paul. Sie müssen es auch bei Gelegenheit einmal lesen.

Ihr Herr Bruder hat ja einen kaiserlich brasiliani-

schen Orden erhalten. Meinen Glückwunsch dazu unbekannterweise. Die Leute wollten sich's Anfangs nicht ausreden lassen, daß Sie die betreffende Person wären und für Ihre Galanterie in „Des Kaisers Traum" diesen Südstern errungen hätten.

Ich schreibe allerlei durcheinander, und wenn das Zeug fertig ist, so muß man sehen, was es geworden ist. Meine Miscellen werde ich Ihnen mit einer der nächsten Posten senden.

41. Michael Beer an Karl Immermann.

Spaa, den 26. Juni 1830.

Ich schreibe Ihnen heute, mein theuerer Freund, mit freiem Kopf und also auch mit freiem Herzen, und sage Ihnen recht aus voller Brust den innigsten Dank für Ihren liebevollen Brief und den Antheil, den Sie mir darin bezeugen. Es war eine der schmerzlichsten Folgen meines Unwohlseins, unsern Briefwechsel so lange unterbrochen zu sehen, und hätte ich nicht von Tage zu Tage auf eine völlige Besserung gehofft, so hätte ich Sie gewiß früher davon benachrichtigt, daß mich mein nervöser Kopfschmerz mehr als billig gequält hat. Erst seit acht Tagen bin ich völlig davon befreit. Leider indeß fühle ich, daß ich, wie Sie es sehr richtig bemerken, eine geistige Diät führen muß, die nun die Vollendung meiner Tragödie sehr hinausschiebt. Ich hoffe indeß doch, daß sie zum November zur Darstellung reif sein wird, und diese soll alsdann mit Vorausschickung eines Lustspielchens in München erfolgen, wohin ich von hier aus

zu gehen denke. Auf dieser Reise, die ich in Begleitung meines Bruders Wilhelm machen werde, denke ich auch Düsseldorf zu berühren, um die Freunde wiederzusehen, die mir die liebsten auf der Welt sind. Halten Sie es nicht für eine leere Versicherung, wenn ich Ihnen sage, daß ich eine Sehnsucht nach Ihnen empfinde, wie nach dem liebsten meiner Brüder. Trotz dem will ich Ihnen nicht zumuthen, Ihre kostbare Zeit für eine Reise nach Spaa zu opfern; wenn Sie später Zeit zu verschenken haben, so können wir sie zu interessantern Reisen benutzen. Doch darüber mehr, wenn ich mit meinen Reiseplänen ganz im Reinen bin. Heute weiß ich noch nicht den Zeitpunkt unseres Wiedersehens zu bestimmen, da man mich vielleicht zur Stärkung meines ganzen Nervensystems nach einem Seebade schicken wird, bevor ich eine größere Reise unternehme.

Herzlichen Dank für Sie und Freund Schadow wegen Ihrer freundlichen Mittheilungen über Breslauer; sollte er sich bei Ihnen melden, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß er einen Brief von mir poste restante in Düsseldorf finden wird. Das eine seiner Bilder mit Hofer's Hütte im Vorgrunde stellt das tiroler Passeierthal dar und gehört mir. Gewährt es Ihnen irgend ein Vergnügen, so machen Sie mir die Freude, es zum Andenken von mir anzunehmen. Der junge Maler wird sehr glücklich sein, daß seine Landschaft in dem Zimmer des Sängers des Trauerspieles in Tirol die würdigste Stätte findet.

Lange schreiben darf ich noch nicht — das fühle ich. Vergeben Sie also den unbedeutenden Brief. Die herzlichsten Grüße an Schadow.

Mein Bruder Meyerbeer, der wirkliche Ritter des Südstern-Ordens, dankt herzlichst für Ihre Theilnahme.

42. Karl Immermann an Michael Beer.

Schon längst hätte ich Ihnen, mein liebster Beer, auf Ihren liebevollen Brief geantwortet, wenn nicht die unglückliche Assise während der letzten vierzehn Tage mein Gehirn paralysirt hätte. Ich freue mich herzlich über Ihre Herstellung und wünsche Ihnen Glück dazu; nun versenken Sie den Teufel, der Sie gequält hat, vollends in die Fluthen des Oceans! Vor allen Dingen: nicht zu früh wieder geistige Debauchen! Es freut mich zwar sehr, daß Sie mit Ihrem Stücke so weit sind, wie Sie mir schreiben; wenn ich aber höre, daß Sie zum November dasselbe in München spielen lassen wollen, so kann ich eine Besorgniß nicht unterdrücken. Es ist schon oft gesagt worden, daß die Seele unter allen Giften das feinste sei, ich selbst habe davon an meinem, eigentlich nicht zuverwüstenden Körper die Erfahrung gemacht. Wenn man, wie Sie, am Kopfe gelitten hat, so muß man sich durchaus zwingen, eine Zeitlang zu vergessen, daß man einen Kopf besitze. — Für das Geschenk meinen schönsten und besten Dank; Sie haben mir dadurch

eine große Freude gemacht. Es war die Landschaft, die mir unter den mitgetheilten am besten gefiel. Sie werden dieselbe an der besten Stelle meines Museums prangend finden. Sie sind wirklich recht gütig gegen mich! Nach und nach erwerbe ich ein kleines tirolisches Cabinet; Münzen aus der Insurrection, Bildnisse und Zeichnungen besaß ich schon.

Mein Besuch in Spaa ist auch der leidigen Assise wegen unterblieben, die mich vierzehn Tage hier gefesselt hielt. In einer Stunde erwarte ich nun meinen Bruder hier, der gegen drei Wochen bei mir zubringen wird, und dann werden Sie wol schon seewärts geflogen sein. Mein Versprechen bleibt also ein Wort. Im Grunde, glaube ich, kann Ihnen auch wenig daran gelegen sein, als Reconvalescent dort im Fluge, in der Zerstreuung eines Bades mich zu sehen. Herzlich freue ich mich dagegen auf Ihren Besuch; ich habe oft nach Ihnen eine große Sehnsucht empfunden. Es will mit mir ohne Ideenaustausch, ohne fördernden, anregenden Umgang gar nicht mehr recht fort, und hier bin ich doch recht eigentlich verurtheilt, Alles aus den eignen Pfoten zu saugen. Sie sind mir lieb, und immer lieber geworden, lassen Sie uns nur recht ordentlich zusammenhalten; ohne ein bischen Neigung und Freundschaft ist das Leben wirklich gar zu ärmlich. — Hugo Foscolo's „Jacopo Ortis", den ich in den letzten Tagen las, habe ich unter meiner Erwartung gefunden. Ich vermuthete einen politischen Titan, und stieß nur auf einen etwas zahmern Werther.

Die Nachahmung geht doch etwas zu weit. Uebrigens ist es immer merkwürdig, zu sehen, wie das Italienische sich zu diesem ganz fremdartigen Gefühls- und Ideenkreise hergeliehen hat.

In einer weitschichtigen Kritik der „Neuen Wanderjahre“ von Hotho wird zuletzt, nachdem das Monstrum durch alle Register hindurch präconisirt worden, gesagt: der Gehalt dieses Werkes sei so groß, daß er die Kunstform zersprengt habe. Sie sehen also, daß ein Berliner sich in jeder Beziehung zu helfen weiß. Geht's mit der Form nicht, so geht's mit dem Gehalt. Derselbe Hotho hat neulich in seinem collegio litterario von mir gesagt: Ich sei gar kein Dichter, aber als Kritiker stehe ich unendlich hoch. (Sic!) Ich rathe Ihnen also, mein Freund, sich mit meinen Gedichten nicht weiter zu befassen, und sich dafür auf das Studium meiner kritischen Werke zu verlegen.

Bis diese Lecture möglich sein wird (da vor der Hand noch nichts von Belang in diesem Genre existirt, und ich mehr so zu sagen in demselben als Postulat der Hotho'schen reinen Vernunft vorhanden bin), sende ich Ihnen als Surrogat meine Miscellen. „Der neue Pygmalion“ wurde schon 1825 in einem Taschenbuche abgedruckt und erscheint jetzt wieder an vielen Stellen geändert. Auch „Die schelmische Gräfin“ ist bedeutend in der Versification geändert worden, namentlich findet nun der regelmäßige Wechsel der männlichen und weiblichen Ausgänge statt. „Der Carneval“ und „Die Somnambule“

ist, wie Sie wissen, neu. Ich wünsche nun von Ihnen, wenn Sie einmal Lust und Stimmung haben, zu vernehmen, wie ich mich in dem epischen Felde zu bewegen weiß.

Ich muß denn doch wol jetzt auch den Mund aufthun und sagen, was ich in diesem Jahre gearbeitet habe. Außer einigen Gedichten ist ein Stück des Romans: „Die Epigonen", und dann der Alexis, oder wie ich ihn nennen werde: „Das Gericht von St.-Petersburg", geschrieben worden. Sie werden wol im Morgenblatte nächstens ein paar Scenen davon lesen.

Wird in München vor dem Trauerspiele der neue Toggenburg oder wird Nenner und Zähler gegeben? Ich wünschte, beides.

43. Michael Beer an Karl Immermann.

Boulogne, den 4. August 1830.

Sie hatten Recht, mein verehrter Freund, ich war schon seewärts geflogen, als Ihr letzter Brief nach Spaa kam. Erst hier empfing ich ihn vor acht Tagen und schickte mich eben an, ihn zu beantworten, als das gewaltige Gewitter über Frankreich aufzog, das sich nun, wie Sie bereits wissen werden, in schnellen und entscheidenden Schlägen entleert hat. Ein drei Tage langer Kampf — und eine der ältesten Dynastien stürzt von dem schönsten Throne Europas. Der heldenmüthige Widerstand einer Stadt für eine große Idee, und die Welt darf auf eine Epoche des Lichtes und der Freiheit hoffen, deren Möglichkeit vor acht Tagen noch undenkbar schien. Bis jetzt bewahrt das Volk bei dem Löwenmuth, den es bewiesen, noch die erhabenste Mäßigung, und da Hoffnung da ist, daß dem Herzog von Orleans die Krone unter kräftiger Garantie zugesprochen wird, so ist Frankreich von dem Dämon der Anarchie gerettet und darf dann auch keinen fremden Angriff fürchten. Die königliche Partei ist ganz vernichtet, und gestern Abend brachte ein hier

durchgehender Courier die Nachricht, die den 2. Abends an den Ecken von Paris affigirt war, daß der König nicht weiter als bis Rambouillet habe dringen können, von dort habe er an den Herzog von Orleans um einen sauf conduit gesandt, den dieser in den Personen des Herzogs v. Coigny, Pair, des Marschalls Herzogs v. Treviso, der Deputirten Schonen, Jacqueminot und des Advocaten Odilon Barrot angeordnet habe, damit Karl X. und sein Sohn vor der Volkswuth geschützt und in dem nächsten Hafen eingeschifft werden. Toulon und Marseille haben auch schon die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, und hier und in allen Küstenstädten des Kanals weht sie auch schon wieder. Guizot, einer der tiefsten Denker und unterrichtetsten Männer Frankreichs, ein Protestant, ist zum Minister des Innern ernannt, und der redlichste Mann der liberalen Partei, Dupont de l'Eure, zum Justizminister. Bestätigen die heutigen Zeitungen die Gefangennehmung des Königs, und beharrt die siegende Partei in ihrer Mäßigung, ohne sich durch das Geschrei einzelner Blätter irre machen zu lassen, so, denke ich, ist kein innerer Zwiespalt des Landes mehr zu fürchten. Von außen her ist wol auch kein Sturm zu fürchten, denn England ist in so völliger Uebereinstimmung in allen seinen Blättern mit der beleidigten Nation, daß die andern Mächte wol nicht zögern werden, diesem klugen und edeln Beispiele zu folgen.

Schelten Sie mich nicht einen liberalen Schwärmer. Diese neue Revolution, mit ihrem bestimmten Zwecke, bis

jetzt noch rein von allen Gräueln, fördert zu sichtlich das Gedeihen des guten Princips, als daß ein so empfängliches Herz wie das meinige nicht laut dafür schlagen sollte.

Noch bin ich unfähig, mich zu sammeln und den Sturm der Empfindungen, von Ueberraschung, Spannung und Hoffnung aufgeregt, zu bewältigen. Ich denke, der große Eindruck soll meine Seele nicht flüchtig berührt haben. Er erzeugt vielleicht nichts ihm Analoges, aber erzeugen wird er gewiß.

Die Seebäder wirken, dem Himmel sei Dank, ausnehmend gut auf meine überreizten Nerven. Es ist nun noch unbestimmt, wie lange hier mein Aufenthalt dauern wird. Ihre Miscellen, deren Abgang par Diligence mir von Spaa aus angekündigt worden, erwarte ich mit Ungeduld; fast mit nicht minderer Ihre Antwort, um zu erfahren, welche Wirkung die neuesten Begebenheiten auf Sie machen. Zwei meiner Brüder, Meyerbeer und Wilhelm, haben sie in Paris inmitten der Gefahr erlebt. Kampf und Sieg fiel ja noch zusammen, sonst wäre auch ich hingereist. Vielleicht gehe ich, wenn auch nur auf kurze Zeit, später hin, um noch den ersten Freudenrausch zu theilen. Der Postenlauf ist schon wieder völlig in Ordnung.

44. Karl Immermann an Michael Beer.

Den 15. August 1830.

Ich war eben im Begriff, mein liebster Beer, mir über die ungeheuern Ereignisse des Julius gegen Sie Luft zu machen, als ich Ihren Brief aus Boulogne erhielt. Nie hat ein Factum so gewaltig und erschütternd auf mich gewirkt als dieses; es berührte mich wie ein Wunder, und ich habe in diesen Wochen vor Aufregung noch zu keiner Arbeit kommen können. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von 40 Jahren die Revolution wiederholt, nur noch imposanter als das erste Mal, ist ohne Beispiel in der Geschichte und zeigt die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Die Franzosen haben Recht, wenn sie diese Katastrophe eine einzige nennen, denn sie ist nicht, wie gewöhnlich, aus einer eigentlich physischen Noth, sie ist vielmehr aus einem geistigen Bedürfniß und aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen. In dieser Begeisterung für etwas Uebersinnliches hat das Ereigniß für mich Aehnlichkeit mit der religiösen Bewegung des

Mittelalters, und vielleicht ist auch das Agens unserer Zeit das Politische, wie der Glaube damals.

Man kann dem Tacte, der Sicherheit, dem Scharfblicke, womit bisher die Kammer und die übrigen Machthaber sich benommen haben, Achtung und Ehrfurcht nicht versagen. Daß sie sich selbst die Vollmacht schrieben in dem Augenblicke, wo alle frühern Vollmachten erloschen waren, und auch keine Gewalt existirte, welche neue hätte ausstellen können (denn 30 Millionen Menschen konnte man doch nicht berufen; und doch wären diese, und nur diese allein die einzige legale Behörde im strengen Sinne des Worts gewesen), wird ihnen in der Geschichte zum Ruhme gereichen. Sie hatten das Recht, sich als die Elite des Geistes von Frankreich zu betrachten, und diese ist nach dem göttlichen Rechte der Natur in solchen Krisen allein befugt, zu sehen, ne quid detrimenti respublica capiat.

So weit sympathisiren wir. Ueber die Folgen werden wir freilich wol verschieden denken. Daß ein roi citoyen dem Streben der Franzosen nach Glanz und Schein dauernd genügen werde, ist mir nicht glaublich; sie werden sich bald an der jetzt beliebten Einfachheit ennuyiren. Bleibt er, bleibt das Ministerium seinem Princip der Volksmäßigkeit getreu (und das müssen beide doch, wollen sie nicht fallen), so wird sich die Opposition auf eine ganz eigne Weise gestalten. Sie wird royalistisch sein, und der Verdacht des Bourbonismus wird immerfort von der Gegenseite auf sie geworfen werden. Das ist nun aber

eine ganz verkehrte Stelle, und aus einer solchen können nach dem natürlichen Gange der Dinge über kurz oder lang nur Welterschütterungen folgen.

Ich glaube deshalb auch nicht an den Frieden. Nicht, daß der Krieg gleich beginnen wird; nein, man wird Congresse halten, äußerst friedlich sich stellen, eine gemäßigte Declaration über die andere in die Welt schicken, und zwischen all der Weisheit und Mäßigung werden auf einmal die Kanonen donnern.

Es freut mich, daß die Seebäder gut anschlagen. Reisen Sie ja nach vollendeter Cur gen Paris. Ich gäbe viel darum, wenn ich's auch könnte; einen großen historischen Moment in seiner ganzen Energie anzuschauen, ist unschätzbar. Lassen Sie mich deshalb aber ja nicht um die Freude kommen, Sie zu sehn.

Schadow reist Anfang Septembers nach Italien. Möge er mehr Spannkraft von dort mit zurückbringen! Meine Miscellen konnten zu keinem unglücklichern Zeitpunkte bei Ihnen eintreffen. Wenn Sie dieselben nicht schon gelesen haben, so bitte ich, diese Sachen bis auf ruhigere Tage zurückzulegen. Ich möchte doch gern, daß Sie das Buch mit Aufmerksamkeit läsen. Ich selbst bin wie im Fieber und lebe nur von Constitutionnel zu Constitutionnel.

45. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 13. September 1830.

Sie haben selten, verehrter, theuerer Freund, so lange auf Antwort von mir gewartet; selten aber auch haben mich Ihre Briefe in so bewegter Zeit getroffen. Ich bin seit vierzehn Tagen hier, und kaum fühle ich in diesem Augenblick Ruhe und Stimmung genug, um so ganz, wie ich es gewohnt bin, meine Empfindungen in den Mittheilungen an Sie auszuströmen. Indeß unsere Correspondenz gestockt hat, sind aus der großen und heiligen Flamme, die dieses Land entzündet hat, unzählige Irrlichter weggesprüht, die nun überall umherflackern. In Belgien verwechseln sie einen Localstreit, der auf unzähligen kleinlichen Interessen beruht, mit dem großen Interesse der höchsten Freiheit. In Aachen sengt und plündert man, in Hamburg tanzt der Stock der deutschen Freiheit auf den breiten Rücken der oft geprügelten Juden, und wer weiß, welchen Popanz die Spanier und Italiener bald für die himmlische Gestalt der Göttin halten werden. Das übrigens ist das Loos jedes erhabenen

Gebildes auf der Welt. Die Verzerrung bleibt selten in der Nachbildung aus. Daß hier das Größte und Erhabenste geschehen, ist unleugbar, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie unbeschreiblich es mich gefreut hat, die Ausdrücke Ihrer Theilnahme für die gigantischen Begebenheiten der drei größten Tage unseres Jahrhunderts zu vernehmen. Ob nun das, was man errungen hat, alle Wünsche gleich befriedigt, scheint mir weniger wichtig, als die Gewißheit, daß alles, was bis jetzt beseitigt worden, unverträglich mit den Bedürfnissen der Zeit, unvereinbar mit dem Bestreben nach Fortschreitung war. In diesem Verlust liegt der unendliche Gewinn, den weder die Schreier, die die Republik wollen, noch die heimlichen Maulwürfe der Contrerevolution schmälern können und werden. Frankreich fehlt jetzt nichts als ein in dem strengen Sinne des Worts bedeutender Mann, der mit redlicher Liebe zum Gesetz auch die Kraft hätte, es aufrecht zu erhalten; der ohne kleinliche Eitelkeit den Anschein vermeiden müßte, um den Beifall des Volkes zu buhlen, und doch Alles thäte, das Volk zu der Höhe seiner Institutionen emporzuziehen, ohne die schon oben Stehenden herabzuwerfen. Denn die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie hier besteht, ist nothwendig, weil sie alle Ansprüche befriedigt, die der Verständige machen kann; und das fühlen die Bessern hier wohl, deshalb sind sie auch von Bangigkeit erfüllt, da sie sehen, daß die oberste Gewalt nicht Kraft genug zeigt, denen zu widerstehen, die den Umsturz alles Bestehenden wollen.

Den 16. September 1830.

Ich bin wiederum unterbrochen worden, und drei Tage sind vergangen, seit ich die vorstehenden Zeilen geschrieben. Indeß man hier ruhig geworden, thürmen sich die Wolken am deutschen Horizont immer mehr, und die Nachrichten von Unruhen, die aus den unlautersten Quellen kommen, folgen Schlag auf Schlag und setzen uns in nicht geringe Angst. Die Nachricht, daß Preußen ein neues Armeecorps in die Rheinprovinzen sendet, will Vielen nicht als eine bloße Vorsichtsmaaßregel erscheinen, und macht die Franzosen, die bei aller Mäßigung unglaublich kriegslustig sind, noch immer kriegslustiger. Der erste Trompetenstoß, der zum Kriege riefe, würde in diesem Lande alle Parteien vereinigen, indeß er bei uns, fürchte ich, die Spaltungen erst recht zu Tage fördern würde. Sie werden besser als ich beurtheilen können, wie viel auf die Treue der Rheinprovinzen, auf den Geist unserer Armeen und die Gesinnungen der polnischen Provinzen zu rechnen sei. Mit solchen Elementen innerer Zwietracht und dem allgemeinen Enthusiasmus für den Freiheitskampf der Franzosen, scheint mir ein Krieg mit ihnen aller Bürgen eines Erfolges zu ermangeln. Gebe der Himmel, daß keine falsche Politik uns in ein neues Labyrinth führe. Sie würden mich mehr, als ich es sagen kann, verpflichten, wenn Sie mir Ihre Ansicht über den Geist des Landes, das Sie bewohnen, und über die Besorgnisse, die ich eben ausgesprochen, mittheilten.

Und nun genug der Politik; wir wollen nicht ganz vergessen, daß uns der Himmel ein Asyl erschlossen, zu dem man am liebsten in den Bedrängnissen des Lebens flüchtet. Die Poesie soll aus unsern Mittheilungen nie, mit allen ihren Interessen, verdrängt werden. So lassen Sie mich Ihnen denn, wenn auch später als ich sonst gethan haben würde, sagen, wie sehr ich mich freue, daß Sie wieder — ich hoffe, eben so glücklich als schnell — eine Tragödie vollendet haben. Wenn ich sie doch schon in meinen Händen hielte! Die Schwierigkeiten eben, die mir der Stoff und seine Zeit zu bieten scheinen, machen mich um so begieriger, zu erfahren, wie glücklich Ihr Genius sie bewältigt hat. Ich selbst muß einer solchen Productivität gegenüber erröthen, von einem vierzehn Strophen langen Gedichte zu sprechen, das ich auf die letzten Ereignisse gemacht *). Es findet hier großen Beifall; ich aber finde es so pygmäenhaft gegen die gigantischen Begebenheiten, daß ich mich schäme, es Ihnen zu senden. Noch bin ich unentschieden, ob ich es ins Morgenblatt senden soll.

Raupach ist hier, und ist mir freundlich entgegengetreten. Ich eile, diese Zeilen abzusenden, damit Sie doch endlich wieder ein Lebenszeichen von mir empfangen.

---

*) Anmerk. des Herausgebers. Dieses Gedicht hat sich unter Beer's nachgelassenen Schriften nicht vorgefunden.

46. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 29. September 1830.

Ich fürchtete schon, mein liebster Beer, unsere Correspondenz würde in ein böses Stocken gerathen, als ich Ihre letzten Zeilen erhielt. Sie mögen wol freilich, von dem dortigen Drängen und Treiben umgeben, weniger Sinn und Muße zu stillern Mittheilungen haben. Wenn es dann nur späterhin wieder zu einem fortgesetzten Gespräche kommt.

Ich finde durch den Gang, den die dortigen Ereignisse genommen haben, meine alte Ueberzeugung bestätigt, daß man bei Einzelnen wie bei Massen immer nur auf Momente der Erhebung und Begeisterung, nie aber auf eine gewisse Folge und Consequenz im Sublimen rechnen kann. Man soll so hoch als möglich von der menschlichen Natur denken; sie ist das Ungeheuere zu leisten im Stande. Aber das eigentliche Element des Tages und Jahres ist das Gewöhnliche und Gemeine. Wenn mir nun die Erscheinungen, zu welchen es gar bald wieder an der Seine gekommen ist — der unkönigliche König,

die nüchterne Phraseologie der Stimmführer, die Stellenjagd, das gänzlich unbestimmte Wesen, in dem sich die Regierung umhertreibt, und der große Fehltritt, im Kampfe für die Charte diese selbst zu verletzen — wenig behagen, so finde ich dieselben doch ganz natürlich. Die letzte große Bewegung wird gewiß immer in der Geschichte als eine wesentliche Krisis, wodurch die Welt ihre Wiedergeburt bezweckte, dastehn. Mit dieser Ueberzeugung verbinde ich freilich die, daß die gegen die bisherige Ordnung der Dinge eingetretene Reaction keineswegs durch sich selbst das Dauernde und des Bestehens Würdige hinzustellen vermögen werde. Ich glaube vielmehr, daß sie nur eins der Fermente ist, welche durch Gährung in der Zukunft die neue Gestalt erzeugen werden. Daß es mit der bloßen Majestät des Volkes, als erhaltendem Princip, nicht so recht auslangen will, lehrt theils die Weltgeschichte, nach der wenigstens bei großen Völkern und Staaten die Emancipation immer in einer neuen Devotion sich endigte, theils und ganz besonders die Revolution selbst. Und doch ist, wenn man auf den Grund geht, kein anderer Grundsatz nach den letzten Begebenheiten bisher zu Tage gekommen.

Sie fragen nach der Stimmung hier am Rhein. Sie ist wol sehr verschieden. Daß noch Manche den Franzosen anhangen, ist wol klar; doch glaube ich, daß Niemand eigentlich die Rückkehr des frühern Regiments wünscht, sondern daß zuletzt sich das Begehren Aller auf Erhaltung des status quo, auf Ruhe und Frieden rich-

tet. Die preußische Regierung ist bisher gemäßigt und weise verfahren. Es geschieht nichts, was die Gemüther reizen könnte. Die Hieherziehung des vierten Armeecorps ist eine Maßregel, von welcher durchaus nicht auf feindselige Absichten zu schließen ist. Daß man in einer Provinz von 3—4 Millionen Einwohnern, an deren Grenze man die Kanonade von Brüssel und Lüttich hört, circa 36,000 Mann versammelt, kann wol kein Mensch auf Kriegslust deuten. Nach allen Nachrichten soll der König auf das allerentschiedenste für den Frieden sein. Sein Stellvertreter, Prinz Wilhelm, sprach sich in diesem Sinne hier aus. In Koblenz hat er ebenso geredet, wie Sie aus der Beilage sehen.

Dennoch bin ich leider fest überzeugt, daß wir über kurz oder lang Krieg haben werden. Die Gewalt der Umstände wird ihn machen, und der Wille der Regierungen wird nichts dagegen vermögen. Die beiden Systeme sind aufs neue in einen Kampf auf Leben und Tod getreten, und nach dem allgemeinen Laufe der Dinge kann man nicht anders annehmen, als daß die Lösung der Frage endlich mit den Waffen gesucht werden wird.

Und nun genug und schon zu viel von der Politik, einem Felde, in welches ich mich nur ungern begebe, weil mir ein thätiger oder nur ein allgemein nationeller Antheil versagt ist. Lassen Sie mich Ihr Gedicht bald haben, und seien Sie in voraus versichert, daß es mir nicht so gar pygmäenartig erscheinen wird. Auch benachrichtigen Sie mich, wie weit Sie mit Ihrem Stücke sind,

und ob Sie dasselbe noch zu dem früher bestimmten Termine nach München bringen werden?

Wenn Sie mir nun zu den geräuschlosern Dingen meiner Studirstube folgen wollen, so muß ich Ihnen zuvörderst sagen, daß die Arbeit, an welcher Sie mir Ihr Interesse bezeigen, aus zwei Theilen besteht. Der erste heißt: Die Bojaren, und behandelt die Intrigue und den Sturz der altrussischen Partei, in deren Ränke Alexis fast unschuldig verflochten worden ist. Rücksichtlich seiner führt sie bis zu dem Punkte, von wo die ganze Eigenartigkeit seines Charakters erkannt werden mag und das Thema seiner Katastrophe angegeben wird. Dieser Theil ist fertig. An dem zweiten, genannt: Das Gericht von St.-Petersburg, welcher nun die eigentliche Katastrophe des Alexis enthält, arbeite ich jetzt. Geht es damit so rasch wie mit dem ersten, so werde ich vielleicht zum November damit aufs Reine sein. Sie haben Recht, daß der Stoff viele Schwierigkeiten darbot; besonders rücksichtlich des Alexis, der keine handelnde, sondern eine leidende Person ist. Ich habe daher den tragischen Accent auf die Tiefe des Leidens legen müssen. Andererseits war das Sujet wegen der naiven Barbarei der Situationen und der sehr plastischen Form der Charaktere, endlich weil es doch eine wirkliche tragische Fabel hat, unschätzbar, und ich wollte es mir nicht gern entgehen lassen.

Sie können nun, wenn Sie das Stück in der Handschrift zu lesen wünschen, entscheiden, ob Sie den ersten

Theil haben, oder ob Sie bis zur Vollendung des Ganzen warten wollen. Ich wünschte das Letztere. Sie bekommen dann den Eindruck voll und ganz, und Ihre Bemerkungen werden mir gelegener und fruchtbarer sein, wenn ich die Sache abgethan habe, als während der Arbeit. Ich denke übrigens die Handschrift lange anzuhalten, denn ich empfinde ein wahres Grauen, mich wieder gedruckt zu sehen. Den ersten Theil habe ich nach Berlin geschickt, jedoch noch keine Antwort.

Der neue Musenalmanach von Wendt ist hübsch ausgestattet. Besonders ein Gedicht von Uhland: Ver sacrum, ist gar schön. Einiges von ganz Unbekannten darin, recht poetisch. Tieck ist sehr fleißig gewesen. In der Urania eine Novelle: Der griechische Kaiser." Dann ein besonderes Taschenbuch: „Novellenkranz." Darin zwei: Die Wundersüchtigen" und „Dichterleben", zweiter Theil. Die Verhältnisse Shakspeare's zu Southhampton und zu einer Person, die zum Modell seiner schalkhaften Rosalinen und Beatricen gedient hat. Nach meinem Gefühl eine ganz vortreffliche Arbeit. Ich habe sie mit dem allerhöchsten Interesse gelesen. Ich empfehle sie Ihnen dringend.

Eine ganz vortreffliche Uebersetzung des Boccaz von Karl Witte. Wir beide wissen, was es heißen wolle, den Boccaz nur erträglich verdeutschen. Hier ist in den meisten Partien das beinahe Vollkommene geleistet. Ich habe mich recht daran erbaut und mir schon einige Sujets ad notam genommen.

Schadow reiste vor drei Wochen nach Italien. Er hatte vor seinem Abgange die Freude, das von der Akademie Geleistete noch zusammen zu sehen. Die Schule hat in den letzten zwei Jahren ungemeine Fortschritte gegemacht, und man kann sich wirklich für sie recht interessiren. Einen Aufsatz von mir über die jüngsten Arbeiten werden Sie im Kunstblatte nächstens lesen.

Leider wird Ihre pariser Reise mich nun wol um das Glück bringen, Sie in diesem Jahre zu sehen. Ich hatte mich ganz außerordentlich auf Sie gefreut, denn ein solches Hungerjahr an geistiger Anregung durch Andere, wie das vergangene, habe ich kaum noch in meinem Leben gehabt. Ich mußte meinen ganzen Muth zusammennehmen, um in dieser Dürre nicht zu verschmachten.

Leben Sie wohl, mein liebster Freund, schreiben Sie mir recht bald wieder, lassen Sie sich die Politik nicht zu sehr Kopf und Busen einnehmen und ertragen Sie einen Indifferentisten, wie ich bin.

47. Michael Beer an Karl Immermann.

Ihr Brief vom 29. September, mein theuerer Freund, war mir ein wahres Labsal in der literarischen Wüste, in der ich seit einigen Wochen gelebt. Die Politik überfluthet Alles mit solcher Gewalt, daß ich schon für mich selber fürchtete und mein Herz gar nicht mehr empfänglich für andere Dinge wähnte als solche, die die Schicksale der Staaten umwälzen und ändern. So war mir's jetzt doppelt Noth, die befreundete Stimme zu vernehmen, deren treuer Ton auch wieder den rechten Wiederhall in meinem Herzen fand. Hätte ich nur mit dem Briefe auch gleich die Bojaren mit empfangen! Ich hätte diesen Barbaren ein Willkommen bereitet, wie es Göthe's Iphigenia mit den Scythen im Sinne hatte, die etwa mit der Schnellpost zu ihr gereist wären. Ich hätte freilich nicht den Bojaren, aber doch mir selbst einen Stuhl ans Feuer gesetzt und dann gelesen — nicht bis mir die Augen zugefallen, sondern bis mir das Herz aufgegangen wäre. Vielleicht wäre auch dann die alte Freundin, Melpomene, die mich jetzt ganz verläßt, zu mir getreten und

es wäre mir wieder die Zuversicht gekommen, daß mich der Himmel dazu bestimmt habe, nicht, wie ich es jetzt thue, meinen Lebensstoff in den Zeitungen zu suchen, sondern ein Lied zu singen, das, aus der tiefsten Brust gekommen, an fremde Herzen schlage. Sie sehen, wie Noth es thut, daß Sie die Bojaren und, so die Muse will, auch das Gericht von St.-Tyrannenburg (hu! welche Demagogie) Ihrem Freunde senden, der ein politisches Petrefact zu werden droht. Es thut in allem Ernste Noth, daß ich Paris verlasse, und ich habe nun, da ich schon längst in München erwartet werde, meine Abreise zu Ende dieser Woche festgesetzt.

Herzlichen Dank für die Miscellen, die ich erst hier vorgefunden. Ich habe mich, da das Ganze wohlgeordnet vor mir lag, viel mehr mit der „Somnambule" befreundet, als ich es in Düsseldorf konnte, und ich finde in den Details dieser pikanten Novelle die ganze Fülle und die reiche Tiefe Ihres Talents. Wider die Gattung selbst, deren eigentliche Form, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine gewisse Formlosigkeit zu sein scheint, läßt sich meines Erachtens Vieles einwenden. Die Kürze und Breite, die sie bedingt, macht sie zu einem unförmlichen Mittelding zwischen der eigentlichen Novelle oder Erzählung im Sinne des Boccaz, der eigentlich immer darauf ausgeht, ein Factum auf eine der Begebenheit anpassende Weise ohne viel Umschweif zu erzählen, und dem Roman, der auf epische Weise nicht den geraden Weg sondern den weitesten aber anmuthigsten zum Ziele

sucht. Deshalb ist das eigentliche Compositionsverdienst in dieser Gattung, der Tieck mit so wechselndem Glück jetzt alle seine Kräfte widmet, so selten zu finden, und aller Reiz liegt immer in den Details der Ausschmückung oder in einzelnen Gestalten. Diese Details der Ausschmückung sind nun besonders in der Somnambule gelungen, dahin rechne ich die anmuthigen Ehestandsscenen, den mühseligen Carneval und die vortrefflichen Reflexionen der verschiedenen politischen Parteien, obgleich es mir störend war, dabei den politischen Indifferentismus des Verfassers herauszufühlen. Das aber ist nur ein ganz individueller Tadel, den Andere vielleicht wie ein Lob aussprechen werden. Von den Gestalten scheinen mir die drei Trinker in der kölner Weinstube am glücklichsten gezeichnet. Weniger befriedigen mich die Hauptpersonen. Der Arzt ist zu verworfen und diese Art Aventuriers fast schon zu sehr unserer Zeit entrückt. Die Somnambule ist zwar äußerst zart, besonders in der letzten Hälfte, aber doch fast zu krankhaft, und der Contrast zweier so verschiedenartiger weiblicher Naturen als Sidonie und die strafbare Frau ohne dritte vermittelnde Gestalt scheint mir zu grell. Der Ehemann hat grade nach dem Göthe'schen Princip von allen Schwächen und allen Eigenschaften so viel, um ein vortrefflicher Romanenheld zu sein. Gewöhnlich aber interessiren wir uns auch nur für die Begebenheiten und nicht für die Helden, und so entschlüpfen sie in ihrer Charakterlosigkeit dem Tadel, daß sie keinen Charakter bilden. Den Werner des „Neuen

Pygmalions" scheint mir derselbe Vorwurf zu treffen. In dieser Novelle ist offenbar Emilie die gelungenste Gestalt. Soll ich Ihnen aber ehrlich gestehen, daß mir über dieser Dichtung ein Hauch zu schweben scheint, der sonst wol nie von Ihren poetischen Lippen weht, nämlich der der Affectation? Die Gestalten erscheinen um so weniger natürlich, je mehr sie es sein wollen, und überdies manifestirt sich darin ein seltsames Haschen nach Plastik der Darstellung. Sie suchen von Zeit zu Zeit die Figuren in gewissen Stellungen festzuhalten, um ein Bild in die Seele des Lesers zu werfen. Mag auch diese Wirkung wie eine wünschenswerthe erscheinen, ein solcher Meister der Darstellung wie Sie, mein Freund, hätte die Absicht mehr verschleiern sollen. Ich suche keine Rechtfertigung mehr, daß ich es wage, in so wenigen Zeilen so scharfen Tadel auszusprechen. Wir haben uns gegenseitig den freien Austausch der Meinungen gelobt, und die Eigenliebe stellt sich hoffentlich nicht auf die Lauer, um wie ein böswilliger Grenzwächter zu erlauern, ob sich in unsern Briefen nicht eine unlautere kritische Bemerkung in Freundesland schmuggele. Ich wenigstens habe niemals den bösen Feind bei mir ertappt, selbst wenn mir Manches zu streng erschien, was etwa irgend einen Lieblingsvers, oder sonst eine Gedankenfolge, die mir werth war, antastete. Die Kritik, die uns am wehesten thut, ist nicht die des sorgfältig zergliedernden Freundes. Wir wissen beide nur zu gut, daß Gift nicht aus reiner Quelle kommt, und wir können den schärfsten Tadel des

Wohlwollenden mißbilligen, aber er verletzt weniger als das ätzende Lob des Gehässigen.

Ihre liebenswürdigen literarischen Mittheilungen kann ich leider durch wenig Aehnliches erwiedern. Die ungeheuern Ereignisse werfen noch von Zeit zu Zeit poetische Blasen auf, die nur die Oberfläche des bewegten Meeres erzeugt, und die also auch schnell und ohne Spur zu lassen zerbersten.

Dahin rechne ich leider auch die Oden meiner Freunde, C. Delavigne „Une semaine de Paris, Messenienne", und V. Hugo's „A la jeune France, ode". Ich hoffe, Sie kennen sie, und nur in der Erwartung, daß Sie mein Gedicht nicht eben viel schlechter finden werden als jene, sende ich es Ihnen. Nicht ein Buch erscheint, das aus der Masse auftauchte. Dagegen fangen die Theater an, fruchtbar zu werden. Napoleon ist aber in der That rein als poetische Gestalt, ohne sonstige politische Nebenabsicht an der Tagesordnung. Bis jetzt hat er aber die Schranken des Vaudevilles noch nicht übersprungen, und in diesen kleinen Rahmen hat das Théâtre des nouveautés ein sehr ergötzliches Bild aus dem Heroenleben gedrängt, nemlich seine Schülerzeit, die Träume seiner Größe und die erste Entfaltung des Herrschercharakters in der Militairschule zu Brienne. Das Stück heißt: „L'école de Brienne", oder „Le petit caporal", und der geniale Knabe wird von einem Mädchen dargestellt.

Den 12. October 1830.

Gestern gab das Odeon ein neues Drama von einem bekannten Autor, Mazère's „La mère et la fille“. Ich bin der Fabel dieses Stückes mit einem nicht geringen, ich darf sagen, ängstlichem Interesse gefolgt; denn es schimmerte darin Anfangs eine Aehnlichkeit mit meiner neuen Tragödie, und ich war nicht wenig bange, daß die Hauptsituationen sich darin wiederfinden könnten. Dem ist nicht so. Indeß ist doch auch darin eine neue Lösung des ungeheuern Problems aufgestellt, das dem gekränkten Gatten die Wahl zwischen blutiger Rache und gekränkter Ehre läßt. Mazère's Stück ist ein Drama im Iffland'schen Sinne des Wortes und erreicht nie die Höhe der Tragödie, aus dem sehr einfachen Grunde, daß nirgends ein Kampf der Leidenschaften, sondern nur der Verhältnisse erregt wird, und daß, da die Gatten Kinder haben, die tragische Auflösung aus ganz bürgerlichen Rücksichten unmöglich wird. Ich gerathe in Versuchung, Ihnen einen Abriß der Fabel zu geben.

Der Rath eines Gerichtshofes, der zu einer noch höhern Stelle versetzt werden soll, läßt auf einer Reise in Amtsgeschäften seine etwa vierzigjährige, noch sehr reizende Frau mit einem zwanzigjährigen Sohn und einer achtzehnjährigen Tochter zurück. Ein Engländer von Stande kommt als Freund des Sohnes ins Haus und gewinnt die Gunst der Mutter in solchem Grade, daß dies einem medisanten Hausfreunde und selbst der treuen

Haushälterin nicht entgeht. Zugleich gewinnt er die Gunst der Tochter, die er auch, da die erste Neigung für die Mutter schwächer wird, erwiedert. Die Mutter aber, nur mit ihrer Leidenschaft beschäftigt, bemerkt dies nicht, fühlt sich aber durch verwegene Aeußerungen des Hausfreundes compromittirt, und in einem Rendezvous, das sie dem Verführer zu einer sehr verfänglichen Stunde zu geben gezwungen ist, beschwört sie ihn, abzureisen, da sie sich verrathen glaubt. In diesem Moment langt der Gatte an; man bezwingt sich — der Gatte begrüßt ohne Argwohn den Freund seines Sohnes. Später wird der Vater auf die Neigung der Tochter für diesen Freund aufmerksam gemacht, Alles drängt zu einer Heirath hin, der Engländer selbst wird zur Erklärung seines Willens gezwungen, man fodert die Einwilligung der Mutter; ihr Entsetzen und noch einige Nebenumstände erwecken endlich den Argwohn des Gatten. Ein angefangener Brief an den Geliebten, in dem sie ihre Einwilligung verweigert, bestätigt ihn. Er beschließt seine Rache; um aber nicht die Schande vor der Welt auf sich und seine Kinder zu laden, sagt er dem Engländer, daß er Alles wisse, zwingt ihn, auf sich die Verachtung des Mädchens zu wälzen und um einer elenden Chicane willen vor den versammelten Zeugen den Ehecontract zu brechen und sich zu entfernen. Der Sohn, der auch das Geheimniß erräth, darf auf Befehl des Vaters dem Verführer nicht folgen, und dieser geht, indem er dem Bruder heimlich sagt: „Votre soeur me méprise, vous êtes vengé!“ Das

Erstaunen der Mutter, die eben kommt, als der Lord die Bühne verläßt, den Schmerz des Mädchens errathen Sie. Nun aber bleiben die Gatten allein, und der Mann enthüllt in den schonungslosesten Ausdrücken seinen Plan. Seinen Kindern hat er seine Rache geopfert. Die Welt, die gewissermaßen mit ihrem Geklatsche in dem Hausfreund personificirt ist, soll nicht wähnen, daß er seine Ehre verletzt glaube. Er will leben und seine Frau lebenslang verachten, vor der Welt aber die alte Zärtlichkeit heucheln. Er vergibt ihr die alte Schmach nie, aber vor neuer wird er sich zu hüten wissen; denn da ihre Tugend des Wächters bedarf, so wird er sie nie mehr sich selber überlassen. So zermalmt er die Frau, bis sie ohnmächtig vor ihm hinsinkt und das Stück endet, indem er ausruft: „O mes enfans, quel sacrifice exigez vous de moi!" Ich brauche Sie auf das Unschöne und Peinliche dieses Endes nicht aufmerksam zu machen. Ich war von jeher der Meinung, daß man nie mit einer Dissonanz schließen solle, und den Knoten, der nicht zu lösen ist, den soll kein Drama schürzen. Die Tragödie allein hat ein Recht dazu, weil sie das Alexandersschwert des Todes handhaben darf. Diese Berücksichtigung hat mich auch veranlaßt, um dieses neuen Dramas willen meine Tragödie nicht aufzugeben, um so mehr, da es doch eigentlich nicht die Begebenheiten, sondern die Charaktere sind, die einen Stoff adeln, und ich schmeichle mir, daß man die Gattin in meiner Tragödie, die, vermählt, ihre Liebe nur dann gesteht, als sie den Tod auf den Wangen ihres

Geliebten sieht, und sich selber durch das Schwert des Gatten richtet, nicht der Frau gleichstellen wird, die eine krankhafte Neigung zu den Schwächen berechtigt, die nur einer Leidenschaft zustehen, die, mit einem Worte, belastet mit den heiligsten Pflichten, eine ganz gemeine Sünderin wird, die nicht einmal Seelenadel genug zu einem Selbstgeständniß hat, das denn doch ihre Schuld vor dem Gatten mildern und ihn nicht zu dem gemeinen Ausspruche berechtigen würde: „Elle l'a reçu dans son lit, et elle le jette dans celui de sa fille"! Vergeben Sie mir, daß ich mir Ihr Interesse für das Stück so lebhaft als das meinige denke; aber ich möchte selbst von Ihnen vernehmen, ob Sie mir, da dies Drama gewiß bald auf die deutschen Bühnen wandern wird, von der Vollendung meiner Tragödie, die ich im Januar geben zu lassen denke, abrathen? Daß übrigens die Behandlung des Themas zeitgemäß ist, habe ich aus dem Eindruck wahrgenommen, den das Drama auf das hiesige Publicum gemacht hat.

Donnerstag wird von demselben Autor ein neues Stück im Théâtre français, „La dame et la demoiselle", gegeben, und ich sende diese buchartige Epistel nicht eher ab, als bis ich Ihnen auch darüber etwas sagen kann. Bis dahin lassen Sie uns zusammen durch einige Salons wandern.

Diese gewähren jetzt einen viel erustern Anblick als sonst, und besonders in den letzten Tagen sind sie gewissermaßen zu einem Gerichtssaal umgewandelt worden.

Man hört nichts, als „Abschaffung der Todesstrafe, todeswürdiges Verbrechen, Minister und Henker, Milde einer civilisirten Nation und Rache für mörderische Willkür". Aus den verschiedenen Gruppen in den verschiedenen Salons tönen diese Worte hervor. In den Ministersalons, wie bei Broglie und Guizot, zeigt sich nicht wie unter der vorigen Herrschaft das seltsame, die Macht umschwirrende Gedränge. Besonders fehlen diesen Gesellschaften die Frauen, und dies beweist mehr als Alles, daß weder Zutrauen zu der doctrinairen Partei, noch Glauben an den Bestand ihres Einflusses in tonangebenden Kreisen herrscht. Lafayette's Salon dagegen wimmelt von einer enthusiastischen Jugend, die sich gern in ihrer Nationalgardenuniform zeigt. Bei den Ministern aber sowol als bei dem héros de deux mondes sind die letzten Schranken aristokratischer Formen, die sich allmälig in den Gesellschaften wieder zu erheben drohten, völlig niedergesunken, und keine äußere Bedingung ist nöthig, um die Personen zu befähigen, in diesen höchsten Zirkeln zu erscheinen. Die große Schnelligkeit, mit der diese Umwandlung in den geselligen Kreisen sich gestaltet hat, beweist nur, daß die sociale Bildung Frankreichs republikanischen Geistes ist, und aus eben diesem Grunde kann man die Republik als Regierungsform, da sie als solche in sich und im Verhältniß zum übrigen Europa in einem Lande wie dieses so große Schwierigkeiten darbietet, sehr gut entbehren.

Den 15. October 1830.

Mazère's Stück: „La dame et la demoiselle", ist gestern gegeben worden und hat mit vollem Recht mißfallen. Es verdient nicht, nach Ihrem kräftigen Spruch, durch unsere Kritik vergoldet zu werden.

Halten Sie Wort, Theuerster, und lassen Sie mich bald in München Ihr neues Werk lesen. Ich harre wie ein Hungriger auf neue Ambrosia, das heißt, auf poetische Kost. Was ich Ihnen anbei sende, werden Sie wol nicht zur Götterspeise zählen. Jedenfalls ist es nur ein Brosämlein. Möchte es Ihnen munden!

48. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 28. October 1830.

Ihr Brief, mein liebster Beer, war mir ein großes Labsal. Haben Sie dort unter mannichfaltiger lebenvoller Bewegung sich schon künstlerisch vereinsamt gefühlt, so können Sie denken, wie mir ungefähr zu Muthe sein muß, dem das Bischen geistiger und gemüthlicher Anregung von außen, was sich sonst noch hier hin und wieder machte, nunmehr ganz in der öden Bewegung des Augenblicks untergegangen ist. Von Herzen heiße ich Sie auf deutschem Grund und Boden willkommen. Mir ist, als wären wir nur ein paar Meilen von einander entfernt, seitdem ich uns beide von der Luft gleicher Art und Bildung umflossen weiß. Ich hoffe auf gute, für beide Theile fruchtbare winterliche Mittheilungen.

Für das Gedicht danke ich sehr. Es ist wahre Begeisterung darin, und nach meinem Gefühl steht es unter dem, was Sie mir seit unserer Trennung mitgetheilt haben, obenan. Leicht stellen dergleichen Sachen nur eine gewisse Mosaik dar. Dies ist hier nicht der Fall. Es ist

ein innerer poetischer Lebenspunkt darin, von welchem aus das Ganze sich gliedert. Nach der schon sehr kühnen Metapher (von den Steinen) ist es sehr viel, daß Sie noch immer zu steigern gewußt haben, wie es unleugbar geschehen ist. Das Bild der Geister und Napoleon's ist gar schön. Kurz, ich wünsche Glück zu diesem Gedichte.

Sie sehen, daß mir jeder poetische Gehalt zugänglich ist, wenn ich auch materiell anders denke und empfinde. Dies ist kein Verdienst, wir sollen, so oft wir zu einer Dichtung treten, nicht uns, sondern dem Dichter folgen, und wenn wir das nicht thun, wenn eine eigne Ueberzeugung uns nicht zum Genusse kommen läßt, so ist das ein Zeichen, daß entweder der Dichter seine Sache nicht verstanden hat, oder daß wir uns nicht in der reinen ästhetischen Stimmung befinden. Was den Gegenstand selbst betrifft, so will ich, wenn mein gutes Glück Sie mir einmal wieder von Angesicht zu Angesicht bescheert, in einem stillen ruhigen Gespräche auseinandersetzen, warum ich als Deutscher und Künstler für keine der geltenden politischen Meinungen Partei nehmen kann; warum mich da und dort nur das Menschliche, Natürliche, Pragmatische, was ich an Massen und Individuen beobachte, historisch berührt. Ich hoffe, wir kommen dann zum Frieden über den Punkt; Sie werden mir meine Ketzerei gelten lassen, die rein individuell ist, wie ich Jedem sein Dogma lasse.

Mazère's Stück ist nach dem mir mitgetheilten Er-

tracte ein wahres Meisterstück kleinlicher und peinlicher Quälerei. Sie können sich wol im Ernst über Ihre Dichtung durch so etwas nicht haben irre machen lassen. Schon der kriegerische Hintergrund gibt der Ihrigen etwas Freies und Vornehmes. Den bitte ich ja immer recht gegenwärtig zu halten, damit der Zuschauer immer daran erinnert bleibt, daß die tragische Rettung aus allem Bedrängenden bürgerlicher Contraste stets in der Nähe ist. Die Peripetie, die Entdeckung der Liebe der Frau, kann, recht behandelt und nicht zu ängstlich psychologisch motivirt, sehr grandios werden, und die Entscheidung des Mannes muß erschütternd wirken, weil sie so ganz modern-wahr und tief gegriffen ist. Ich hoffe sehr viel Gutes von Ihrem Stücke; bestätigen Sie mir nur bald diese Hoffnung. Ich habe die Grille, Dichtungen, die mich interessiren, für mich im Stillen fertig zu machen, wenn mir der Plan mitgetheilt ist, und so habe ich es denn auch mit der Absicht gemacht. Es wäre aber sehr ungeeignet, von meinen Phantasien etwas verlauten zu lassen, und sie werden vergessen sein, wenn Sie mich mit der Realität erquicken. „Nenner und Zähler" wird doch auch dort gegeben? In diesem Lustspiele haben Sie vom Zufall einen echt romantischen Gebrauch gemacht, er behält seine ganze Wildheit, und hat doch durch den Calcul, wie die Zahl herausgerechnet wird, einen Anstrich von höherer Weisheit, etwas wie ein komisches Fatum erhalten. Solche Ideen erfreuen mich immer ganz insbesondere, sie erfreuen mich mehr als die

Verdienste der sogenannten Charakteristik, sie erheben die Komödie in die poetische Sphäre. Mr. Hannibal ist ein prächtiges Original und eine allgemein symbolische Figur der Zeit. Wir sind alle Hannibals, mehr oder minder. Das Geld ist die einzige reelle Macht und muß es bei dem nomadisch-demokratischen Zustande, in welchen die Welt gerathen ist, sein. Der Grundbesitz muß von der Industrie borgen, wenn er sich so eben erhalten will; das Genie wird von Ansprüchen, die ins Unmögliche gehen, überflügelt; Stand und Amt sind Figuranten geworden. So sind die Mächte, die früher das menschliche Geschlecht beherrschten, entweder vernichtet oder vom mächtigern Dämon unterworfen. Kurz, man fühlt sich durchaus, wie Mr. Hannibal, als Lumpenhund, wenn man nichts hat.

Nach dieser Predigt eines Armen über den Reichthum komme ich auf Ihr Urtheil über meine Miscellen. Sie sind nicht besonders bei Ihnen gefahren, und der Vorwurf der Affectation, den Sie dem Pygmalion machen, ist ein Bischen hart. Es ist möglich, daß dieses Stück novellenartiger, kürzer und individuell-didaktischer hätte gehalten werden können, obgleich es dann die Eigenschaft eines Zeitgemäldes und seinen eigenthümlichen Localton verloren hätte. Aber das ruhige Fortschreiten, die Gliederung der Handlung bis in die kleinsten Momente, und jenes plastische Element, welches Sie zu rügen scheinen, ist durchaus das Gesetz der epischen Darstellung, und jene wilde, unruhige Manier, die sich hin

und wieder in unserer Literatur in diesem Kreise hat geltend machen wollen, ist durchaus falsch. Man ist nicht immer in der epischen Stimmung, ich empfinde das selbst von Zeit zu Zeit, wenn ich zur ungehörigen Stunde ein Musterwerk in die Hand nehme. Vielleicht hat der Pygmalion das Glück des Cardenio, der doch auch nach der zweiten Lesung nicht für so durchaus mißrathen erklärt wurde wie beim ersten Lesen. Vor der Hand wollen wir ihn reponiren.

Der Carneval ist nicht Novelle genannt, und wenn man daher den Anspruch strenger Geschlossenheit an ihn macht, so kann er sich mit seinem Titel entschuldigen. Es soll ein Fragment aus Memoiren sein, und wie Memoiren dahin und dorthin schweifen, hier verweilen, dort eilen, so thut es die Composition diesem Gange nach, der sich durch den Wechsel der Einkleidung noch deutlicher in seiner Bescheidenheit manifestirt. Uebrigens hat sie denn doch ein Gesetz, welches sich durch das Ganze zieht, und sie besteht nicht blos aus Details, welche Sie nur anerkennen wollen; denn Alles dreht sich um den Gegensatz beschränkter oder verbrecherischer Energie des Wollens und unpraktischer Weite des Sinnes. Die, welche wollen, bringen es nicht zu Resultaten, und der, welcher nichts entschieden will, bringt alle Schicksale hervor. Aus diesem Gegensatz entspringen alle Situationen und die Katastrophe.

Doch ich werde Hegelisch über meine eignen Sachen, und davor möge mich Gott behüten. Ich will lieber fortfahren zu bilden und zu dichten. Da Sie auf den

ersten Theil des Alexis bestehen, da Sie vielleicht durch den Anblick meiner Arbeit getrieben werden zu Ihrer eignen (vice versa geht es mir wenigstens so), und da mir freilich ein baldiges vernünftiges Wort über das Fertige gar sehr erwünscht sein wird, so sollen Sie die Bojaren für sich empfangen. Ich schreibe in den Abendstunden ein Manuscript für Sie, werde damit in circa acht Tagen fertig sein, und soll es dann gleich zu Ihnen wandern. Mit dem zweiten Theile geht es langsam, viel langsamer, als ich dachte. Ich bin erst gegen das Ende des zweiten Actes, vielleicht werde ich vor Weihnachten nicht mit dem Stücke fertig. Ich habe Tage und Wochen, wo die Arbeit ruht, weil die Stimmung fehlt. Es ist ein Unglück, daß ich Alles aus mir selber nehmen muß, und daß mir doch auch von außen so gar nichts wird. Ein neues Lebenselement thut mir Noth und bald, sonst, fürchte ich, nutzen sich die Ressorts meines Innern ab.

Victor Hugo's „Cromwell" hat die Summe der Phänomene mir completiren helfen, woraus ich schließe, daß es mit der neuen poetischen Revolution der Franzosen so viel nicht auf sich hat, als sie sich den Anschein geben wollen, und als ich selbst Anfangs geglaubt habe. Das größte Elend ist, daß sie keine Phantasie haben. Nun würfeln sie die vorhandenen Motive bunt zusammen und treiben ein Spiel wie mit einer Art von Kaleidoskop. So entstehen nun hübsche geometrische Figuren, aber nie was Lebendiges. Welch ein Monstrum ist dieser Cromwell! Welcher entsetzliche Aufwand von Mitteln und welche Nul-

lität des Erfolgs! Im Grunde ist es doch jetzt nur eine travestirte Wiederholung des siècle de Louis XIV. Damals verballhornten sie die Griechen, und jetzt verballhornen sie die romantischen Muster. Man könnte einen sehr interessanten Aufsatz über die neue französische Schule schreiben. Ich hätte fast Lust dazu. Man müßte mit Voltaire beginnen, der zuerst am Systeme zu rütteln begann, Diderot durchnehmen und von der Stael und andern Vermittelnden auf die Jetzigen kommen. Freilich würde man sich drüben bei unsern Nachbarn keine Freunde damit machen.

Ich habe unter manchen Dingen, die ich in diesem Herbst getrieben, auch die Edda vorgenommen, und ich spreche davon, um Sie aufmerksam darauf zu machen, wenn Sie dieselbe nicht schon kennen. Es sind herrliche poetische Momente darin: der Tod Balder's, die Götterdämmerung, die Weltesche Igdrasyl, und noch Mehreres gehört zu dem Prägnantesten, das ich kennen gelernt habe. Ueberhaupt ist das ganze Gemisch von Ursage und später hinzugedichtetem Christlich-Gnostisch-Chiliastischen höchst interessant, und es ist bemerkenswerth, wie die heterogenen Bestandtheile durch den nordischen Nebel- und Felsboden, worauf sie zusammengeschmolzen sind, doch eine gewisse Einheit erhalten haben. Das Ganze ist übrigens reines Phantasiegebilde, und es fehlt völlig der ethische Theil, daher man auch gar nicht von einer eigentlichen Religion der Edda reden kann. Lesen Sie doch einmal diese Sagen, Sie brauchen nicht mehr als einen Tag dazu.

49. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 7. November 1830.

Hierbei, mein liebster Beer, sende ich Ihnen den ersten Theil des Alexis. Bei einer neuen Dichtung hat man mancherlei auf dem Herzen, was man dem Freunde als Prolog zurufen möchte und als erläuternden Commentar. Ich versage mir aber geflissentlich *jede* Bemerkung rücksichtlich der Oekonomie, Behandlung der äußern Form u. s. w., weil ich dem reinen Eindrucke Alles überlassen will. Ihre Bemerkungen erbitte ich mir auf die Ihnen bequemste Weise, per Bleistift ad marginem. Halten Sie die Handschrift nicht zu lange dort, es ist die einzige *letzter* Hand, die ich besitze, und ich brauche dieselbe denn doch hin und wieder bei der Arbeit des zweiten Theils. Und nun möge der Genius des Gedichts, insofern es einen solchen besitzt, über den Stunden walten, in welchen Sie, mein lieber Freund, mit demselben Bekanntschaft machen.

Nun bin ich scharf am zweiten Theil und werde doch wol vielleicht noch gegen den December fertig. Da gehe ich denn nun gar sehr in die Tiefe.

Um mit Cervantes zu reden, so hat Tulifäntchen auch bereits die Sporen angelegt, um Eurer Excellenz die Hände zu küssen.

Es ist eine eigne Ironie des Schicksals, daß das arme Kerlchen grade jetzt zwischen dem großen Weltspectakel erscheinen muß. Die Revolution hat ihm auch geschadet: mein vorsichtiger Buchhändler, in Betracht (Sie sehen, die verdammten Manifeste, Proclamationen, Arrêtés wollen mir nicht aus dem Kopfe) daß Kupferstiche Geld kosten, läßt ihn ohne selbige erscheinen, und so bleiben die wunderschönen Zeichnungen Schadow's und seiner Schüler unbenutzt.

Von besagtem Märten habe ich einen Brief aus Florenz. Es geht dem alten Hause, Gott Lob, sehr wohl, er schreibt, frisch wie ein Bräutigam. Ich werde ihm in diesen Tagen antworten und bin recht froh, daß ich ihm so gute Nachrichten geben kann. Seine Schule hat in Berlin einen immensen Triumph erlebt.

Haben Sie die Briefe eines Verstorbenen (Graf oder Fürst Pückler-Muskau) gelesen? In Berlin erweist man denselben göttliche Ehre. Sie sollen aber auch wirklich hübsch sein.

50. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 23. November 1830.

Endlich, mein theuerer Freund, fühle ich mich hier wieder so eingebürgert, daß ich mich wieder in erfreulicher Muße ganz gegen Sie aussprechen kann. So lange ich es nur im Fluge hätte thun können, mochte ich es nicht. Nichts auf Erden verträgt so wenig die Halbheit als das Vertrauen, und es war mir selbst immer eine wohlthätige Empfindung, wenn mich nichts verhinderte, Ihnen, dem liebsten Freunde, das meinige ganz zu schenken.

Ich hatte vor wenigen Tagen diese Zeilen geschrieben, als mir während des Schreibens Ihre liebe Sendung zukam, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Natürlich ließ ich sogleich Brief und alles Andere liegen, um in einem Zuge wieder einen Labetrunk Poesie zu thun, den ich Ihnen verdanken sollte. Man gewinnt jedesmal, wenn man eine poetische Gabe von Ihnen empfängt; aber ich gewinne doppelt, wenn ich mich Ihrer Manuscripte zuerst erfreuen darf. Sie geben mir dadurch einen Beweis eines so schönen Vertrauens, daß ich kaum weiß, wie ich ihn vergelten soll.

Ich denke am besten durch Wahrheit. Mein Urtheil basire ich auf nichts als meine eignen Empfindungen. Ich kenne wenig ästhetische Theorien, und die ich kenne, geben mir weder einen Maßstab für meine Weise des Producirens noch des Urtheilens. Sie, der Sie mich vor Vielen genau kennen, wissen das, wenn Sie mein Urtheil einer Beachtung werth halten, und um so mehr darf ich nicht verhehlen, was ich empfunden, und jedenfalls haben meine Empfindungen den Werth, frei von allem Vorurtheil zu sein. Ich sehe weder den Freund noch den Feind bei einem Kunstwerke, und ich bringe weder bei dem einen noch bei dem andern etwas Anderes mit, als die Sehnsucht, daß es so vollkommen sein möchte, als möglich.

So heiße ich denn zuvörderst die Bojaren willkommen, als Vorbote eines Nachfolgers, dessen Erscheinen ich hätte abwarten sollen, um von einem eigentlichen Eindrucke, der immer ein vollständiger sein muß, sprechen zu dürfen. So wie es vor mir liegt, scheint es mir voll der allerschönsten Einzelnheiten; aber es krankt an einem Fehler, der leicht durch das zweite Stück weniger fühlbar sein dürfte. Es gestaltete sich nämlich so, daß die Hauptpersonen der eigentlichen Tragödie als Nebenpersonen, in den Bojaren die Nebenfiguren aber als Hauptpersonen erscheinen. Dadurch entsteht der Uebelstand, daß die Gestalten, für die Sie kein Interesse erregen wollten, den Raum behaupten, indeß die Personen, die uns interessant werden sollen, wie Peter, Alexis und Katharina, nur erscheinen, um anzudeuten, was wir von ihnen zu

erwarten haben. Das wäre allerdings für ein selbstständiges Drama, dem kein zweites folgen sollte, ein großer Uebelstand, der aber vor allem in der Darstellung fühlbar sein dürfte, und insofern glaube ich, daß Sie wohl daran thun, die Bojaren selbst da, wo sie gegeben werden dürfen, nicht vor dem Erscheinen des Gerichts von St.-Petersburg in der Lesewelt geben zu lassen. Jedenfalls aber würde ich, selbst als ein rein literarisches Product betrachtet, den Bau des Stückes mehr beschränken, der sich Ihnen unter den Händen zu weit ausgedehnt hat. Ich sehe die Möglichkeit, es in drei Acte zu drängen; gewiß aber ist, daß in seiner jetzigen Gestalt der vierte völlig überflüssig ist. In diesem Acte nämlich rückt die Handlung nicht um einen Schritt vorwärts, denn die Aufklärungen, die Glebow dem Dolgorucki gibt, sind so von Hause aus nach dem Plan des Dramas bedingt, daß wir sie als eine abgethane Sache annehmen dürfen, ohne daß der Dichter nöthig hätte, sie uns umständlich darzulegen. Der Zar aber, von dem wir im dritten Acte schon sehen, wie er seine Umgebung, den Aufruhr und seine Unterthanen beurtheilt, erhält weder von dem Bauernhaufen noch von Menzikof darüber neue Aufschlüsse, und die Gewalt, die er über Schepelew ausübt, und die uns seine Ueberraschung im fünften Acte gewissermaßen vorhersagt, gibt dem Helden keine größere Berechtigung auf das tragische Interesse. Die Handlung ist also nicht vorgerückt, der Held um nichts größer geworden, und Sie zwingen ihn demnach zum Schluß des vierten Actes mit

andern Worten dieselbe Absicht zu wiederholen, die er zum Schluß des dritten Actes kund thut. Hier und dort sagt er mit verschiedenartiger epigrammatischer Wendung nichts Anderes, als daß er den Zarewitsch enthaupten wolle. Und der Schluß des dritten Acts ist so viel großartiger und so viel mehr in Peter's Geist!

Was ich über die Charaktere zu bemerken hätte, habe ich schon angedeutet. Peter, Alexis und namentlich Katharina werden ihre eigentliche Färbung erst im folgenden Stücke gewinnen. Sie sind in so großartigen Contouren angelegt, daß sich das Trefflichste erwarten läßt. Die Bojaren sind mit großem Fleiß und großer Liebe behandelt und individualisirt. Besonders gelungen scheint mir Glebow. Auch der Erzbischof tritt eigenthümlich und oft sehr interessant hervor. Der Repräsentant des eigentlichen lackirten Barbarismus, Dolgorucki, scheint mir, wenn auch von etwas greller, dennoch von sehr wahrer Färbung zu sein.

Was ich über das Stoffartige in den Bojaren zu sagen habe, unterdrücke ich als unzeitig, da Sie noch in der Arbeit der interessanten Folge sind. Aber es drängt mich, Ihnen von den einzelnen Schönheiten der Situationen und von der körnigen, dem Stoffe ganz angemessenen Sprache zu reden. Die erste Zusammenkunft der Verschworenen bei Glebow, sein Benehmen, obgleich an eine ähnliche Situation in einem Schiller'schen Werk erinnernd, sie zu reizen und festzuhalten, das erste Erscheinen Eudoxiens sind äußerst wirksam und schön. Im

Epos, in der Novelle, im Roman würde ich hingerissen worden sein von dem Gedanken, einen Helden zuerst im Kampfe mit dem Elemente, mit andern Gefahren im Hintergrunde, auf offenem Meer im Schiffe erscheinen zu lassen. Nach dem aber, was die reelle Bühne vom Dichter unserer Zeit fodern darf, muß ich es mehr als gewagt und unausführbar nennen. Wunderschön scheint mir Katharinens Monolog zu sein nach der Scene mit Menzikof, und im fünften Acte haben Sie in der Sprache die ganze Fülle und den Reichthum Ihres Talentes entfaltet. Einzelne Bemerkungen in Betreff des Ausdruckes denke ich noch am Rande mit Bleistift zu schreiben.

Ich bin ordentlich ein wenig bange, was Sie zu meiner Freimüthigkeit sagen werden? Würde ich sie angewendet haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mit eben so lauterem Herzen jedwedes Urtheil von mir empfangen, wie ich es gebe? Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie ich mich unseres Verhältnisses von Jahr zu Jahr mehr erfreue, und wie es mich belebt und stärkt, daß wir nachgerade jede Empfindlichkeit daraus verbannten. In der letzten Zeit finde ich Sie nur zu nachsichtig gegen mich, und ich kann Ihnen wol gestehen, daß mich Ihr freundliches Urtheil über mein Gedicht an Paris überrascht hat. Seine Hauptschwäche scheint mir nicht in dem zu liegen, was es ist, sondern in dem, was es nicht ist Sie haben nur nicht genug von mir gefodert, sonst hätten Sie sich nicht mit dem begnügt, was ich geleistet habe.

Tausend, tausend Dank für den letzten der Tulifan=

ten. Die Eitelkeit, meinen Namen mit großen Lettern davor gedruckt zu zeigen, verleitete mich, es Schenk sehen zu lassen, ehe ich es wieder gelesen, und da dieser es mir gleich weggekapert, so habe ich den kleinen Helden noch nicht wieder an mein Herz drücken können.

Hier geht es mir wohl. Ich arbeite tüchtig, und ich denke, Sie sollen bald etwas von mir hören. Die Bojaren haben mir wieder herzhafte Sporen in die Seite gedrückt. Vom Könige an habe ich hier Jedermann in seinen Gesinnungen gegen mich unverändert gefunden. So habe ich Grund genug, dankbar gegen den Himmel und, was mehr sagen will, gegen die Menschen zu sein.

Thiersch, der in Berlin war, ist ganz erfüllt von den Werken der düsseldorfer Schule und wagt es, hier laut ihr Lob zu singen.

51. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 8. Mai 1831.

Sechstausend Jahre, mein theuerer Freund, hat der Tod geschwiegen — sechs Monate Sie! Ehrlich gestanden, dies letzte Schweigen war mir eben so schmerzlich als unerklärbar. Wodurch habe ich es verdient? Als ich Ihnen im November das Manuscript der Bojaren zurücksandte, da glaubte ich Ihrem eigenen Wunsche entgegenzukommen, wenn ich es mit meinen freimüthigen Bemerkungen begleitete. Andere als solche, das wußte ich, erwarteten Sie nicht von mir. Ich sagte meine Meinung unumwunden; wie hätte ich sie auch anders sagen können und sagen mögen? Und auf den Brief, der sie enthielt, nicht eine Zeile Antwort. Was sollte ich anders denken, als daß Sie sich durch eine Ansicht in vielleicht zu schroffen Ausdrücken verletzt fühlen? Gern hätte ich Sie nach den ersten vier Wochen der gehemmten Correspondenz darum befragt. Nun aber bringe ich es nicht länger übers Herz. Bleibe ich doch am Ende immer Ihr Schuldner, und ich fühle nur zu wohl, daß ich in

Rücksicht auf innere Ausbildung und Reife Ihrem Umgang in Nähe und Ferne mehr verdanke, als Sie je dem meinigen verdanken können und werden. Dazu kommt, daß ich eine Schuld abzutragen habe, die Ihnen längst verfallen ist — die Widmung meiner Tragödie nämlich. Sie ist seit einiger Zeit völlig beendet, und hätte ich nur die leiseste Neigung, sie in einer von so viel andern Dingen bewegten Zeit in das Meer der Oeffentlichkeit zu schleudern, so würde ich längst alle Rücksichten der Empfindlichkeit über Bord geworfen und mein Trauerspiel Ihrem richterlichen Spruch vorher unterworfen haben. So dacht' ich, ohne Schaden warten zu können, in der Hoffnung, daß sich endlich doch etwas in Ihnen regen würde, das Sie zu mir zurückführen würde. Umsonst! Sie sind ein Fels! So will ich die schmiegsame Welle sein, die Ihnen wieder mit der alten Treue entgegenströmt; Sie werden sie selbst nicht stolz zurückweisen, sondern Ihr steinernes Herz öffnen, daß sie wieder den alten lieben Hafen finde, der so oft freundlich und beruhigend sie empfangen und ihr vergönnt, in ihm zu ruhen. Mein Trauerspiel reist heute in Begleitung dieses Briefes nach Düsseldorf. Alle Bemerkungen darüber bleiben hier; ich erwarte nun die Ihrigen von dort, frei ohne Rückhalt, wie wir es uns gegenseitig gelobt. Mich sollen diese Bemerkungen belehren, sonst nichts. Und sagten Sie mir, es sei ein fades, totalschlechtes Werk, so würde das freilich den Poeten betrüben, aber Ihren Freund nicht abhalten, nach wie vor mit Ihnen zu correspondiren, Sie zu lieben und,

was noch mehr, Sie für unentbehrlich zu halten. Das Urtheil meiner hiesigen Freunde über „Schwert und Hand" erfahren Sie erst, nachdem ich das Ihrige weiß. Wie aber auch dasselbe ausfallen möge, der Widmung können Sie nicht entgehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Spaß es mir machen würde, daß Sie für Ihre schweigende Treulosigkeit durch die große Ironie des rächenden Fatums gestraft würden, die Widmung eines Trauerspiels, das Ihnen mißfiele, annehmen zu müssen. Hier ist während meines ganzen Hierseins auf meine eigne Veranlassung nichts von mir gegeben worden. Die Lustspiele sind mir total gleichgültig geworden, und das Trauerspiel könnte nur äußerst mittelmäßig besetzt werden. Uebrigens denke ich, in einer Zeit wie der unserigen, die alle Tage neue Dramen abspielt, verliert man nichts, seine eignen Dramen im Pult zu behalten, bis ein gelegener Moment kommt. Ich brenne vor Begierde, zu hören, wie es Ihnen geht, und was Sie arbeiten.

52. Karl Immermann an Michael Beer.

Ihr Brief, liebster Beer, hat mich innig erfreut und gerührt; ich verweise die Erklärung meines langen Schweigens als ein odiosum auf ein Extrablatt und will in diesem — oder dem eigentlichen Briefe — nur das Angenehme abmachen. Wenn ich Sie auf eine Antwort habe warten lassen, so bin ich wenigstens daran außer Schuld, denn erstlich ist Ihr Paket beinahe vierzehn Tage unterwegs gewesen, und dann hatte ich grade so viel mit der Generalversammlung unseres Kunstvereins zu schaffen, daß ich erst jetzt einige Muße finden konnte.

Für Ihr Trauerspiel den besten Dank. Ich freue mich, daß es fertig ist, und wünsche Ihnen zur wohlgerathenen Arbeit aufrichtig Glück. Ich habe es mit wahrer Freude gelesen und finde dreierlei daran zu loben: erstens die Neuheit und Wahrheit der Idee, daß selbst die Heldencharaktere unserer Zeit nicht gern das Aeußerste selbst thun, sondern bei der Absicht stehen bleiben und die Katastrophe am liebsten Andern oder den Umständen

überlassen mögen; zweitens die vollkommene Abrundung der Handlung, die Ihnen noch nie so gut gelungen ist, und drittens die Freiheit und Größe, welche dieselbe dadurch erhält, daß der historische Hintergrund immer uns gegenwärtig gehalten wird. Hierdurch tritt es zu seinem großen Vortheile aus der Sphäre der gewöhnlichen gedrückten, beengenden Familientragödien. Das Schicksal des Einzelnen erscheint auf diese Weise zugleich milder und bedeutender. Ich würde noch ein Viertes hinzufügen, wenn es nicht mehr als Embryo unentwickelt darin läge, nämlich die Andeutung des Contrastes, der jederzeit nach einem großen Weltumschwunge eintritt zwischen dem Glücke, welches die Menschheit im Allgemeinen erlangt, und dem Betrübten, welches den Einzelnen zu Hause erwartet. Die Gründe dieses Contrastes zu entwickeln gehört nicht hieher, er ist aber in solchen Zeitpunkten in vielen Beispielen jederzeit sichtbar und so alt als Ilias, Odyssee und das Schicksal des Agamemnon. Der Ton wird nun in Ihrem Werke auch angeschlagen; auch hier kehren zwei vorzügliche Männer zurück, durch hochverdienstliche Anstrengungen um die allgemeine Sache zum endlichen Genusse des Glückes wohlberechtigt, und finden nur Tod oder Verzweiflung. Ich würde nun aber auch die Sache selbst einmal ausgesprochen haben, und das geschieht nicht. Hiermit will ich Ihnen aber keinen Rath geben, es ist vielleicht etwas, was nur aus meiner Individualität hervorgeht.

An den Charakteren ist die Milde der Zeichnung sehr

zu loben, und daß Sie ohne Bösewicht fertig geworden sind. Selbst die sehr hübsch und gut gehaltne Anna meint es nach ihrer Weise ganz ehrlich. Im Ganzen weht ein gewisser adeliger und reiner Hauch durch die Dichtung, der überaus wohlthuend anspricht.

Auch mit der Führung des Einzelnen bin ich einverstanden bis auf einen Punkt, wo mir die frühere Idee, wie ich sie glaube von Ihnen verstanden zu haben, besser gefällt als die jetzige Ausführung. Ich würde in der Scene zwischen Eleonoren und Lothar es bei der Entdeckung, daß er vergiftet ist, lassen. Bei dieser schrecklichen Wendung darf sich ihr Gefühl verrathen, er mag diesen Trost mit sich nehmen, und sie stürze, wenn er auf ewig scheidet, bewußtlos zusammen. Dann trete der Gatte ein und lege das Schwert mit passenden Worten neben sie. Jetzt, wo Lothar sie täuscht, wo sie frevelhafte Lebenshoffnungen faßt und ausspinnt, sinkt sie und die Scene nach meinem Gefühle. Es ist dies die einzige Stelle des Stücks, wo ich unangenehm überrascht worden bin. Mich dünkt, die ältere Idee war größer, einfacher, tragischer. Die Grausamkeit des Gatten erscheint gesteigerter, ihr Schicksal rührender, seine Schuld größer. Gewinn, wie mich dünkt, überall.

Zwar ahne ich, was Sie geleitet hat. Die Absicht zeigt sich auch hier, und zwar in einem fein angelegten Gegensatze gegen das Verfahren des Generals. Dieser will sich von dem Vorwurfe frei halten, selbst das Böse gethan zu haben, und thut es doch; jene will das Böse

thun, und wir wissen, sie kann es nicht, es bleibt bei der Gedankensünde. In der Kunst sind aber die besten Gedanken nur gut, wenn das Mittel der Darstellung schön ist, und gegen die Schönheit hege ich die geäußerten Bedenken.

Nach der Stimmung, in welcher wir den Gatten gesehen haben, erscheint auch dessen freilich in jenem Falle sehr steigende Grausamkeit nicht unnatürlich.

Die Situation des Stücks hat eine Anlage zum Epigrammatischen, und es kommt mir deshalb so vor, als müsse diese Form da, wo die Spitze der Sache hervortritt, stark anschlagen. Ich weiß, daß Sie nicht leicht fähig sind zu ändern, und will deshalb den langen Monolog des Generals am Schlusse des vierten Acts allenfalls passiren lassen, obgleich ich dort sehr kurz und antithetisch gewesen wäre. Dagegen bestehe ich darauf, daß Eleonore keinen so langen Zettel schreibt. Ein Vers, je schlagender, schärfer, desto besser. Dort haben Sie sich durch die Ausspinnung einen großen Moment verdorben. Hier bin ich unerbittlich, denn es liegt zu klar am Tage, daß die Sentimentalität und gar noch das Erwähnen des alten Bedienten zum Schlusse Alles herabzieht.

Meine Ausstellungen betreffen, wie Sie sehn, höchst einzelne Dinge, die, wenn Sie sich überzeugen können, leicht zu ändern sind. Mit dem Verse kann man sehr zufrieden sein; nur sind die weiblichen Ausgänge zu häufig. Da würde ich auch noch die letzte Hand anlegen. Als

Regel ist gewiß der männliche Schluß zu empfehlen. Die andern geben etwas Unbestimmtes, Verklingendes.

Die Zueignung soll mir zur Ehre und Freude gereichen. Sie müssen mich aber auch besingen, damit ich sehe, wie ich mich in Versen ausnehme.

Ich soll Ihnen von meinem Treiben berichten, und da habe ich denn allerhand zu erzählen. Ich habe einen sehr guten Winter und Frühling gehabt, die beste Zeit, die ich noch hier verlebt habe. Nachdem ich im Herbst eine schwere geistige Krankheit völligen Verzagens über den Druck einer unleidlichen Gegenwart überstanden hatte, ergab ich mich in die Fügungen des Geschicks, schwor mir selbst einen theuern Eid, nun auch nie in meinem Leben wieder an etwas Großes, was von der Masse ausgehen soll, zu glauben und bei meinem alten Symbolo getreu zu verharren, daß das Geistighohe immer nur von einzelnen hochstehenden Menschen herrühren kann. In meiner Resignation fand ich ein Gefühl jugendlicher Frische und Thätigkeit wieder, wie es mich lange nicht besucht hatte, ich war fast immer harmonisch und productiv gestimmt. Die Früchte, wie sie denn theils eingescheuert sind, zum Theil auf dem Halme noch reifen, sind folgende:

1) Habe ich den Alexis vollendet und zwar in einer Trilogie. Bei den Bojaren habe ich manche Ihrer Bemerkungen im Einzelnen benutzt; die Exposition ist straffer genommen und die tragische Gruppe gegen das Ende concentrirt. Das Gericht von St.-Pe-

tersburg enthält die Katastrophe des Alexis; die künstliche und unnatürliche Schöpfung Peters tritt immer schärfer hervor, er selbst wird in den Gang lebloser Formen hineingerissen, gewinnt die Einsicht in die Nichtigkeit seiner Welt und muß sich zuletzt schmerzlich überzeugen, daß er den, der eigentlich der Beste ist, diesem schlechten Machwerke zu opfern gezwungen ist. Das dritte Stück heißt Eudoxia und unterscheidet sich wesentlich von den beiden ersten, überhaupt wohl von dem, was ich bis jetzt gemacht habe. Es ist ein tragischer Nachgesang, der alle Elemente der frühern Theile auf einem höhern Punkte wieder versammelt und die Töne in zusammengefaßter Harmonie auf einmal ausklingen läßt. Die äußere Fabel ist die völlige Verfinsterung der letzten Lebenstage Peters und sein verzweiflungsvolles Sterben. Die innere Idee ist, daß der Dämon des Verstandes und der Aufklärung, wie er Petern so mächtig trieb, am Ende besiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, weil sich dort die aufs Aeußerste Gebrachte in mythischer Riesengestalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederschlägt.

Aus der Idee ging hervor, daß ich diesen Theil als einfache Situation genommen und die vornehme feierliche antike Form gewählt habe. Die ruhigern Scenen sind in Trimetern, leidenschaftlich eilende in trochäischen Tetrametern

— ◡ — ⏓ | — ◡ — ⏓ | — ◡ — ⏓ | — ◡ —

Eine von mythischem Schwunge in anapästischen Tetrametern

◡̄◡ – ◡̄◡ – | ◡̄◡ – ◡◡ – | ◡̄◡ – ◡◡ – | ◡ ◡ –

geschrieben; eine Volksscene in dem Metro vieler altrussischen Lieder.

— ◡ — ◡̄ — ◡ — ◡̄ — ◡ —

Ich machte mir hier, wo metrische Strenge ein vernünftiges Gesetz war, diese möglichst zur Pflicht, hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, freue mich aber doch, daß ich dies auch einmal gewagt habe. Man lernt dabei sehr viel, und die Chicane der Form zwingt ganz von selbst zum gediegenen Denken und Dichten. Von dem Hirngespinste einer prosodischen Länge und Kürze nach dem Begriffe der Alten habe ich mich frei gehalten; Alles bestimmt sich in dieser Beziehung bei uns durch das Mehr- oder Mindergewicht des Sinnes. Aber freilich muß man, um dieses Gesetz aufzufassen, selbst poetischen Tact besitzen, man muß auch Gedichte kunstvoll zu lesen verstehen, und mit beiden Dingen befassen sich unsre Herren Metriker nicht. Uebrigens wiehole ich, daß die gewählte Form keine Spielerei war, sondern aus der Natur des Gegenstandes entsprang.

2) Kehrte ich zum Schwanenritter zurück, der in eine neue Form gegossen wurde. Dieses kleine Epos wird eine Phantasie über Liebe und Schönheit werden; die Person des Rhapsoden kommt mit in Anschlag und eine Geschichte, die er während des Vortrags des Gedichtes erlebt, bewegt sich, dieses sanft contrastirend, mit.

Die ottave rime sind für uns ganz und gar nicht brauchbar, bei dem Mangel an klingenden Vocalen führen sie bald zur ermüdendsten Eintönigkeit; ich habe mir daher ein neues Metrum erfunden, welches zwar in einer eilfzeiligen Stanze einen Abschnitt erreicht, jedoch seinem ganzen Gesetze nach sich erst in zwei solchen Stanzen, also in zweiundzwanzig Versen vollendet. Ich will einmal bei Gelegenheit Ihnen eine Probe überschicken. Dies Gedicht macht mir Vergnügen.

3) Merlin, eine Mythe. Davon ist nun schwer Rechenschaft zu geben. Indessen will ich's versuchen. Im Allgemeinen wissen Sie ja wol von der Sage. Satan, bei der Geburt Christi von Sorge für sein Reich über die Menschen erfüllt, beschließt, um dieses zu erhalten, auch einen Mittler, einen Sohn zu zeugen. Den zeugt er denn in dem Leibe einer reinen, züchtigen, christlichen Jungfrau, während sie schläft. Die Mutter trägt den Sohn in dem tiefsten Elende eines gottgeweihten Gemüthes aus, und Sie können wol denken, daß diese Frucht aus höllischem Samen in einem reinen Schooße ein sonderbares Individuum sein und ein wunderbares Leben haben muß. Das Vorspiel enthält die Erzeugung, das Drama Leben und Thaten des Merlin, das Nachspiel die Metempsychose des letztern. Das Vorspiel ist fertig. Nach dem Drama jucken mir die Finger. Als äußeres Gerüst desselben nenne ich Ihnen den Sagenkreis der Tafelrunde, des Titurell und Parcival. Die Katastrophe wird die verunglückte Unternehmung Mer-

lins sein, mit Artus und den Rittern der Tafelrunde den Graal zu erobern. Dies Aeußere kann Ihnen aber von der eigentlichen Sache, dem Gedanken keinen Begriff geben. Ich will die Idee nicht effleuriren; wenn's fertig ist, wird sich's zeigen, was es ist. Vor Allem denken Sie aber nicht an ein christliches Schuld- und Bußdrama. Im Gegentheil, es wird recht heidnisch frech und dabei doch heilig sein. Mein Satan ist nicht der Mephistopheles, der böse Lakai Gottes, er ist der alte berechtigte Titan, dem Unrecht geschehen, und hat etwas vom gnostischen Demiurgos.

Die Beschäftigung mit der altdeutschen Poesie, welche mir der Stoff des Merlin gebot, führte mich dann auch zu einem köstlichen Denkmale derselben, dem Tristan. Ein ganz vortreffliches Gedicht, voll der schönsten Motive. Da ist denn

4) der Plan in mir entstanden, den alten Meister in zeitgemäßer Reproduction aufzuerwecken. Es ist Jammerschade, wenn dergleichen nur für Stubengelehrte oder langhaarige Altdeutsche vorhanden ist; man muß es so wiedergebären, wie Gottfried von Straßburg dichten würde, wenn er heutzutage lebte. Zu dem Ende extrahire ich mir die Motive, die mir poetisch erscheinen, und wenn es einmal an die Arbeit geht, so werden lediglich diese Excerpte und nicht der alte Tristan zur Hand genommen, damit sich nichts Manierirtes, Uebersetztes einschleiche.

Sie sehen, es ist viel Werg am Rocken, und wenn

mir geistige Kraft und Frische bleibt, so soll es in der nächsten Folgezeit allgemach versponnen werden.

Ihre Loose haben bei der Ziehung ihr Heil versucht; leider habe ich Ihnen kein Glück zu melden. Unsre Emplette war recht reichhaltig, wir hatten 38 Gemälde angekauft. Das Ding scheint sich halten zu wollen. Sie werden bei den Verhandlungen oder im stuttgarter Kunstblatte bald einen sehr vorzüglichen Aufsatz eines Vereinsmitgliedes, der in der Generalversammlung vorgetragen wurde, zu lesen bekommen, über Schicksale und Stellung der neuern Malerei. Mancher wird sich freilich durch das darin Gesagte sehr lädirt fühlen. Unsere bildenden Künstler haben überhaupt eine Art mythischen Gefühls ihrer Unverletzlichkeit und sind oft schon durch Tadel beleidigt, den zu hören ein anderer armer Erdensohn noch sehr zufrieden sein würde.

Schadow'n ist es in Italien ganz wohl gegangen, und außer einer momentanen Galeriesperre in Rom hat er von den Calamitäten der Revolution nichts empfunden. Er hat hin und wieder von sich hören lassen, zuletzt aus Neapel, und wird in diesem Monate zurückkehren.

Haben Sie schon Grabbe's „Napoleon, oder die hundert Tage" gelesen? Sehr eigenthümlich und die größten Hoffnungen erweckend. Möchte der doch einmal ein Künstler werden, wozu die schönsten Talente nicht gerathen, weil sie in Eitelkeit untergehen.

53. Karl Immermann an Michael Beer.

Extrablatt.

Allerdings bin ich Ihnen böse gewesen. Wenn man von einem Werke sagt: es scheine, daß die Nebenfiguren dem Dichter zu Hauptfiguren geworden wären, von fünf Acten möge es zu drei zusammengestrichen werden, ein ganzer Act, der vierte, sei überflüssig, so ist dieses, den Vorwurf völliger Planlosigkeit und Unreife involvirende Urtheil ein so strenges, daß man sich zu seiner Beruhigung nach den Gründen umsieht. Sind diese da, erkenne ich die Ueberlegung, den Ernst des Urtheilenden, so kann ich Alles vertragen; ich dächte, ich hätte davon schon Proben abgelegt.

Die Gründe aber, mein Allerwerthester, sind Sie mir schuldig geblieben, und überhaupt haben dieselben, mit Verlaub von Euer Gnaden, mein Stück noch so etwas im Reisewagen von Paris nach München gelesen. Und das verdroß mich. Nun hatte ich diese Schwäche bald überwunden, schrieb aber nicht, weil ich meine Idee auseinanderzusetzen für nöthig hielt, und alles Plaidiren für eigne Sachen unausstehlich ist. So hat sich denn die Sünde tractu temporis gemacht, die ich mir zu vergeben, demüthigst bitte.

54. Karl Immermann an Michael Beer.

Düsseldorf, den 8. Juni 1831.

Ich hätte Ihnen, mein liebster Beer, schon in meinem neulichen Briefe die Frage gethan, ob Sie jetzt das ganze Werk (meinen Alexis) kennen lernen mögen? Da mich Empfindlichkeit wol verstimmen, aber doch quoad materialia nicht auf mich nachwirken kann, und es natürlich ist, daß ich wünsche, Sie möchten das Ganze lesen, von dem ich Ihnen einen Theil hatte zukommen lassen. Indessen war ich damals nicht im Besitze einer gutgeschriebenen Handschrift, und konnte daher Ihnen jenes Anerbieten nicht machen.

Jetzt bin ich aber in dem Besitz einer solchen, oder erhalte sie wenigstens in der nächsten Zeit. Ertheilen Sie mir also hierüber freundschaftlich Bescheid. Sie werden das Paket etwa Ende dieses Monats erhalten können. Ich weiß nicht, wie Ihre Plane für den Sommer sind, und mag es daher nicht auf das Gerathewohl abschicken.

Der gute Eindruck von „Schwert und Hand" hat sich bei der dritten Lesung gehalten und gemehrt. Es ist

ein sehr schätzbares, durchdachtes Werk. Bei meiner Art verwundern Sie sich nicht, daß ich Einzelheiten nicht rühme. Ich sehe (ohne eine andere Betrachtungsweise damit tadeln zu wollen) immer auf das Ganze; glänzende Stellen treten mir auf diese Weise gar nicht hervor, das Ganze entscheidet und nur mit dem Tadel treffe ich Einzelnes. So ist mein Naturell, und danach muß sich doch Jeder richten. Ich habe es auch Uechtritz mit Ihrer vorausgesetzten Erlaubniß gegeben, sein Urtheil jedoch noch nicht gehört, da ich ihn in diesen Tagen nicht sprach. Er arbeitet an einer neuen Gestalt seines Spartacus, und zu meiner großen Freude läßt das, was ich bis jetzt davon hörte, ein Gelingen hoffen und mich Antheil an der Arbeit nehmen. Dies wirkt denn auf unser jetziges Verhältniß sehr wohlthätig ein.

Nach einem Briefe Cotta's steht es um den deutschen Buchhandel kläglich. Er schreibt, es sei absolut unmöglich jetzt etwas Anderes zu drucken, als was fürs tägliche Brod sei; es werde kein Buch gekauft, und die allenfalls abgesetzten würden nicht einmal bezahlt. Wir werden uns also gewöhnen müssen, musis et amicis zu schreiben, denn wenn auch die gegenwärtige Hauptkrisis vorüber ist, so wird doch auf lange hin innere und äußere Politik den Geist der Menschen allein erfüllen. Literatur und Poesie verlangen aber eine ernste, auf sie in Sammlung gerichtete Seele. Dem an den rohesten Materialismus verlorenen Geschlechte werden Steuergesetze, Ständegeklatsch und Ministeranklagen die Götter seines

Busens sein, und zur Erholung wird es Bilder angaffen und Musik hören, wozu es keines Verstandes bedarf.

Hat man den gräulichen Moment nur erst überstanden, so wird auch Alles gehen. War man wirklich begeistert, rang man mit der ganzen Kraft seiner Seele nach einer wahren Aus- und Durchbildung der Elemente, die die Natur in Einen gelegt hatte, so stand man ja doch schon bisher ganz einsam in der furchtbaren, kalten, seelenmörderischen Zeit, die über ihre innere Verwesung ein so hübsches Modekleid zu werfen weiß. Warum denn also nicht diesem Tode den Rücken wenden?

Ich habe ernster geschlossen, als ich vorhersah, da ich den Brief anfing. Leben Sie recht wohl, mein lieber Freund, und lassen Sie mich nicht sechs Monate auf Antwort warten.

55. Michael Beer an Karl Immermann.

München, den 23. Juni 1831.

Wie wenig ich geneigt, theuerer Freund, Sie sechs Monate auf Antwort warten zu lassen, beweise Ihnen das Datum dieses Briefes. Ich hätte diese liebenswürdigen Boten des unveränderten treuen Immermann's nicht so lange ohne Erwiederung gelassen, wenn sie mich nicht von der Influenza behaftet getroffen, und wenn ich mich so stoffreich gefühlt hätte, als Sie es in Ihren gehaltreichen Episteln gewesen sind.

Herzlichen Dank für Ihre beiden Briefe; sie waren mir ein kühlendes Labsal in der geistigen Wüste unserer Zeit. Ihr Urtheil über mein Stück erfreut und ermuthigt mich sehr. Hier theilt im Lobe Schelling, im Tadel Schenk Ihre Ansicht; ich hege also die freudige Hoffnung, daß Beides gegründet sei; ich sage die freudige — denn bei so wesentlichem Lobe ist der Tadel des Einzelnen leicht hinzunehmen. Einige Ihrer Winke benutze ich gewiß. Nur der Wendung in der Scene Lothar's mit Eleonoren, die Sie und Schenk verletzt, kann ich nicht

entsagen. Ich fühle die Situation nur so, nicht anders, und das Ideale in Eleonorens Charakter bis dahin macht hier die menschliche Schwäche nothwendig, wenn sie nicht kalt und leidenschaftslos erscheinen sollte. Wenn wir die Möglichkeit zur Sünde in ihrem Herzen nicht ahnen, so wäre sie kein vollkommenes Weib; das aber wollte ich zeichnen. Sie selber aber haben sehr richtig herausgefühlt, daß sie eigentlich nicht mehr sündigen kann, und diese Unmöglichkeit raubt, wie mich dünkt, ihrer Schuld alles Unschöne. Wie nothwendig aber die Schuld zur Motivirung der That des Generals außerdem ist, das können Sie sich nicht verhehlen, und ohne dieselbe würde später der nämliche Charakter seiner tragischen Erhebung nicht mehr fähig sein. Sie sagen: seine Grausamkeit würde gesteigerter erscheinen; aber ich finde sie schon jetzt über die Maaßen gesteigert, und ein Gran mehr in die Wagschaale würde ihn zu einem Barbarismus hinabsinken lassen, der ohne alle Cohärenz mit den übrigen Gesinnungen der Tragödie gewesen wäre. So viel zu meiner Entschuldigung.

Sie haben mich äußerst begierig auf den Alexis gemacht, und ich brenne vor Begierde, den zwei letzten Theilen mein Unrecht gegen den ersten abzubitten. Für den Augenblick kann ich indeß, da ich wie der Vogel in der Luft lebe, gar nicht bestimmen, wo mir die Freude werden könnte, ihn zu bewillkommnen. Ich nehme dies Jahr wieder ein Seebad, werde das wol nirgends besser als an der französischen Küste können, und denke im

August in Paris zu sein, um endlich meines Bruders Oper dort zu hören. Sie soll den 1. September gegeben werden. Den Winter werde ich, wenn ich auch dem Wunsche meiner Mutter Gehör gäbe, und sie im September nach Berlin begleite, doch wol wieder hier zubringen. Wer darf indeß in unserer Zeit noch Pläne machen, noch etwas Anderes wollen, als von Tag zu Tage leben, den Musen treu sein, wenn er es vermag, und in Schwermuth hinbrüten, wenn ihm die Götter die günstigen Stunden versagen. Wie beneide ich Sie um ihre herrliche Fruchtbarkeit! Welchen Reichthum haben Sie vor meinem Blicke ausgebreitet; ich sehe mit lüsternen Augen auf alle diese Schätze, und ich habe so wenig zu bieten, das ihnen zu vergleichen wäre. Jetzt beschäftigen mich einige lyrische Kleinigkeiten; ich denke dann meinen längst gefaßten Plan eines Dramas auszuführen, zu dem ich noch größere Materialien in Frankreich sammeln will. Der Stoff ist Mazarin, von der Fronde an bis zu seinem Tode, den Brienne so lebendig schildert. Wie ich das aufgefaßt, und auf welche Weise ich die erste Liebe des jungen Ludwig XIV. mit Marie Mancini darin verflochten habe, das erfahren Sie, sowie ich ganz entschlossen zur Arbeit bin, und sowie ich den Plan völlig gereift in mir fühle.

Sowie ich wieder festen Fuß gefaßt, bitte ich Sie um den Alexis. Es ist grausam von Ihnen, mir zu sagen, ich hätte keine Gründe für das angegeben, was ich über die Bojaren gesagt. Noch grausamer aber, daß Sie

mir vorwerfen, ich hätte das Stück noch so im Reisewagen von Paris nach München gelesen. Wenn wir uns wieder einmal sprechen, so werde ich Ihnen beweisen, daß ich es von Anfang bis zu Ende noch heute im Gedächtniß trage. Ich denke das Gericht von St.-Petersburg und Eudoxia versöhnen mich vollkommen mit den Bojaren. Wenn nicht, so schreibe ich meine kritischen Bemerkungen gegen die letztern, die ich noch auf dem Herzen trage, nieder und deponire sie versiegelt bei Ihnen. Wir wollen sehen, ob dann nicht irgend eine billige Kritik, bei dem öffentlichen Erscheinen der Bojaren im Druck, mit mir zusammentrifft.

56. Michael Beer an Karl Immermann.

Paris, den 27. December 1831.

Felix Mendelssohn, mein theuerer Freund, ist hier angekommen und bringt mir einen Gruß von Ihnen. Es ist doch etwas! Aber zu diesem Gruße fügt er hinzu, daß Sie mir sagen ließen, es sei sehr unrecht von mir, Sie so lange ohne Antwort gelassen zu haben. Ich traute meinen Ohren kaum! Wie, mein Vortrefflichster, haben Sie denn meinen Brief aus München nicht empfangen, in welchem ich Sie bat, mir nach Baden oder nach Paris zu antworten? An beiden Orten habe ich mich vergeblich gesehnt, etwas von Ihnen zu vernehmen. Und innerlich klagte mich eine Stimme an, ich habe Sie auch in meinem letzten Briefe verletzt, ich hätte nicht mit solcher Schroffheit auf meinem Urtheil über die Bojaren beharren sollen. Wunderlich genug! Ich glaubte zu viel geschrieben zu haben, und Sie beklagen sich, daß ich zu wenig schreibe. Ich denke, Sie klären mich bald über meinen Irrthum auf. Indeß will ich immer wieder den ersten Schritt thun, damit ich mich auch wieder Ihres

Entgegenkommens zu erfreuen habe. Daß ich zuerst von mir selber rede. Ich bin diesmal durchaus nicht mit meinem pariser Aufenthalt zufrieden, insofern nämlich, daß ich zu keiner geistigen Sammlung gekommen bin, und daß er völlig unfruchtbringend für mich war und auch wol bleiben wird. Der, ich darf wol sagen, ungeheuere Antheil, den ich an meines Bruders Werk genommen, das völlige ganz aus mir selbst Leben, wenn ich es so nennen darf, die Sorgen vor der Vorstellung, das Entzücken über den Erfolg, die tausend und aber tausend kleinen Pflichten, die man bei solcher Gelegenheit in dieser Weltstadt zu erfüllen hat — alles dies, verbunden mit den Schlaraffenreizen des Familienlebens, und die Lockungen dabei, den Welthändeln mit Leichtigkeit zu folgen und doch auch so Manchem ein Interesse schenken zu müssen, was in der Ferne sich begibt — das alles hat so störend auf mich eingewirkt, daß ich fast nichts von meiner Productivität zu berichten habe und deshalb schnell das Capitel meines trägen Ichs verlasse, um mich an den thätigen Freund zu wenden. Lassen Sie mich erfahren, wie die Muse in Ihr freundliches Stübchen eingekehrt sei, mit welchen Gaben sie Sie beschenkt hat. Wie weit ist Merlin gediehen? Ich bin unendlich begierig auf dies Gedicht, dessen grandiose Conception mir völlig geeignet scheint, die ganze Eigenthümlichkeit Ihres Talentes zu entwickeln. Felix sagt mir, daß Sie den Alexis zum Druck gesandt haben. Ich habe es nicht gewagt, Sie um die zweiten Theile dieses Werkes zu

bitten, weil ich nicht wußte, ob Sie ein Manuscript hätten völlig entbehren können, denn eine Sendung nach Frankreich hätte es in ein anticholerisches Essigbad getaucht, so daß es später völlig unbrauchbar geworden wäre. Die neuesten Erscheinungen der deutschen belletristischen Literatur laufen so schnurstracks wider alle meine Ansichten und Neigungen, daß ich mich nicht frei genug fühle, um darüber zu urtheilen. Börne's Briefe, die „Spaziergänge eines Wieners", die Schlegel'schen Epigramme — ich kann mich mit nichts davon befreunden. Jeder hält seine Sache für die gute; ob man aber irgend einer Sache auf die Weise dient, wie Börne es für die seinige gethan, das scheint mir äußerst zweifelhaft. Ich halte das Buch trotz seiner geistigen Funken für ein unvollkommenes literarisches Product. Die Deutschen werden freilich nur den Makel des Autors zu rügen wissen, an dem er gerade am unschuldigsten ist, und mir ist es, als sähe ich schon die vaterländischen Preßbengel hundertfältig das Wörtchen Jude stampfen! Das ist eine schlechte Weise, es anzugreifen, dies zündende Buch; aber angreifbar ist es auf tausend andere Weisen.

Ich schließe, mein theuerer Freund, nicht ohne Ihnen vorher ein froheres und ein mehr Glück weissagendes Herz zu wünschen, als ich von dem alten ins neue Jahr mit hinübernehme. Mir ist, als zitterte der Grund unter mir (der deutsche nämlich), als wäre es leichter, von der Zukunft große Tragödien zu erwarten, als selber welche zu schreiben. Ich gehe wahrscheinlich im

Januar von hier; wohin, weiß ich noch nicht. Geschäfte rufen mich nach Berlin; meine Neigung nach dem südlichen Frankreich, Englands Nähe nach England. In wenigen Tagen entscheide ich mich, doch trifft mich Ihre Antwort, wenn Sie sie nicht verzögern wollen, noch hier.

Tausend herzliche Grüße an Schadow. Felix sagt mir, daß er an den Augen leide. Wenn solche Augen feiern, wie viel Verlust für unsere Kunst!

Lassen Sie bald von sich hören und halten Sie lieb

Ihren

Michael Beer.

57. Michael Beer an Karl Immermann.

Berlin, den 24. Mai 1832.

Recht bewegt und erschüttert schreibe ich Ihnen, theuerer Freund, denn ich danke Ihnen eine Erhebung und Rührung, wie ich sie lange nicht empfunden. Ich habe soeben die Lectüre des Gerichts von St.-Petersburg vollendet, ohne Ihre Zustimmung, vielleicht wider Ihren Willen; aber ich habe es gelesen und freue mich nun doppelt, daß ich so beharrlich bei der Intendanz um das Manuscript gebettelt, die mir es nur auf mein dringendes Bitten anvertraute. Fast freut es mich jetzt, daß die Harmonie unseres Briefwechsels durch eine so lange Pause (ich weiß, daß ich diesmal der Schuldige bin) gestört worden ist. Schlage ich doch nun recht freudig den ersten Accord an, der ihn wieder einleiten soll. In dieser dürren, poesielosen Zeit hat Ihr Gedicht einen doppelten Werth. Zu allen Zeiten aber wird man es nicht verkennen, daß nur ein reich begabter Genius eine solche Fülle von Gestalten mit wahrem, innerem Marke, mit Lebenskraft und Reiz ausstatten konnte. Dies ist das ei-

gentliche und unantastbare Verdienst Ihrer Tragödie, und wenn ich neben diesem einen Fehler rügen sollte, so wäre es der, daß das Interesse an einzelnen Gestalten größer ist, als das an dem der Handlung in der dramatischen Bedeutung des Wortes. Die eigentliche Handlung Ihres Dramas, die concentrirte nemlich, gewährt weniger Reiz als die H a n d l u n g e n Ihrer großartigen Figuren. Jede Situation einzeln genommen, ist ein Gedicht, und die Charaktere selbst zeigen von einer beneidenswerthen Erfindungskraft. Nur kann ich mich nicht immer mit der Art und Weise befreunden, wie die Situationen verknüpft werden, nicht immer die Nothwendigkeit mancher Auseinandersetzungen einsehen, die eher breit als tief erscheinen. Ich bevorworte dies, damit Sie sehen mögen, daß ich in die Sonne Ihrer Tragödie mit bewaffneten Augen geschaut, nun auch Ihre Flecken zu entdecken. Deshalb aber hört sie nicht auf, ein herrliches Licht zu sein, das lange und dauernd leuchten wird. Die Charaktere sind nicht ohne eine gewisse Schroffheit, die vielleicht Manchem nicht verträglich mit dem eigentlichen Pathos der Tragödie scheinen dürfte — das sind Possen! Die Tragödie gehört der Welt an, und mithin kann Rußland ebenso gut ihr Boden sein, als Indien oder Griechenland. Mit russischen Gestalten aber ließ sich nicht zarter umgehen, und vielleicht ist es grade nur einer von erhabenem Frost durchschauerten Muse möglich gewesen, einen so wunderbaren Charakter wie den Ihrer Katharina zu bilden. Ein eignes höchst romantisches Gedicht

ist die Scene der Eudoxia in der Fischerhütte. Hätte ich Sie nicht so lieb, ich könnte Sie darum beneiden. Vortrefflich, durchweg großartig ist der ganze fünfte Act, mit seinem erhabenen Schluß; der letzte Vers streift vielleicht an französische Manier, denn er ist epigrammhaft — dennoch wünschte ich ihn nicht hinweg, denn er ist die Spitze der tragischen Heuchelei, die das eigentliche Lebensprincip der beiden Hauptgestalten ist, und würde wie das ganze Ende von der größten Wirkung auf der Bühne sein. Ich verspare noch größeres Lob und manche winzige Kritik auf meinen nächsten Brief, möchte aber diesen, den ich eiligst schreiben muß, nicht abgehen lassen, ohne Ihnen zu sagen, daß der Erfolg meines Trauerspiels: „Schwert und Hand", ein ganz eigner, mir unerwarteter gewesen ist. Die drei ersten Acte nämlich haben viel mehr Glück gemacht als die beiden letzten, und bei einem gewissen allgemeinen Interesse, das das Stück erregt hat, ist viel über den plötzlichen Wechsel im Charakter der Eleonore gesprochen worden, und die Meinungen haben sich heftig für und wider geäußert. Beurtheilen Sie den Erfolg nicht nach den Kritiken, schon ist es mehrere Male mit immer gleichem Beifall gegeben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich auf dem Repertoire erhalten wird, um so mehr, da die Crelinger in der Rolle der Eleonore eine Meisterschaft entwickelt hat, die sie mit Leuten ausgesöhnt, die bis jetzt ihre größten Feinde waren. Die Männer waren ohne Ausnahme höchst mittelmäßig. Der Zweck meines Aufenthaltes in Berlin ist nun durchweg er-

füllt. Wäre mein Bruder Wilhelm nicht an einem rheumatischen Uebel erkrankt, ich wäre längst nach Baden-Baden geeilt, wo meine Mutter mich erwartet. Anfang künftigen Monats denke ich nun dahin abzureisen. Vielleicht mache ich von Mainz aus einen kleinen Abstecher nach Düsseldorf, um Sie und Schadow, Merlin und schöne Bilder zu sehen und zu genießen! Sind Sie im Juni dort? Ihre Antwort trifft mich noch hier unter Adresse Ihres Sie liebenden

Michael Beer.

---

58. Karl Immermann an Michael Beer.

Den 30. Mai 1832.

Sehr angenehm, lieber Freund, war mir Ihr Brief nach so langem Verstummen, um so angenehmer, als er mir die Aussicht gibt, Sie wieder zu sehen. Ich bin im Junius hier und will Sie mit Freuden erwarten. Freilich wäre es mir lieb, Sie vor dem dreizehnten hier zu sehen, da an diesem Tage wieder Assisen beginnen, bis zum Ausgang des Monats dauern, und mich dann der gebieterische Zwang des Geschäfts zum unfreien Menschen macht; indessen sehe ich wol ein, daß Sie nicht früher hier sein können. Man muß dann sehn, wie man sich arrangirt. Ich merke aber, daß ich im Style herabzukommen beginne. Viermal „sehen" in vier Sätzen ist einigermaßen stark.

Sie wissen, wie wenig ich auf die in den Journalen umherflatternden Tagesberichte gebe, und hat mich daher Manches, was über Ihr Stück gesagt wurde, auch nicht in meiner Meinung über den Erfolg desselben irre machen können. Der beste Beweis für diesen liegt in

der öftern Wiederholung, und ich habe mit Ihnen den Glauben, daß es bei einigermaßen geschickter Repräsentation sich halten wird. Das, was mir wie ein Fehler der Dichtung vorkommt, ist auch in der wenigern Zufriedenheit des Publicums mit den letzten Acten zu Tage gekommen. In der Behandlung ist nemlich ein gewisses Schwanken, ein Zwiespalt sichtbar. Die Exposition und die Peripetie haben etwas Bürgerlich-Psychologisches, die Katastrophe ist dagegen spanisch-epigrammatisch gedacht und gedichtet, und dieses Doppelte will sich in unserm Gefühle nicht ganz ausgleichen. Viel kann hier der Darsteller thun. Fällt der General in die Hände eines tüchtigen, phantasievollen Schauspielers, so wird dieser das Lastende, Drohende, Gewitterschwüle in den frühern Acten an dem Charakter hervorzuheben Gelegenheit haben; er wird dann die Scene mit dem Schwerte in dem halben Wahnsinn, den Eifersucht und gekränkte Hausehre hervorbringen, spielen, und Alles kann auf diese Weise in Uebereinstimmung kommen. Nimmt er aber, wie es vermuthlich geschehen ist, die Sache Anfangs in der charmanten, bequemen, biedern, deutschen Weise, und stolpert dann unmotivirt mit rhetorischem Gebrüll die tragische Pointe herein, so wird freilich Alles in Widersprüche zerrissen. Ich glaube wol, daß Sie mit den Männern nicht haben zufrieden sein können, die nach dem, was ich über sie höre, sich bis zum völligen Nichts abgeschwächt haben. Schlimm, daß man nicht einmal nach Wunsch und Lust das Personal zusammenstellen

kann. Wenn neben der Crelinger Karl Devrient als General und Emil Devrient als Liebhaber stände, müßte es etwas sehr Schönes geben. Schade, daß die Mevius in Dresden so sehr schwach und dürftig ist! Indessen würde ich doch rathen, der Männer wegen, die Handschrift dorthin zu senden.

Daß Sie mit dem zweiten Theile des Alexis zufrieden sind, hat mich sehr gefreut. Es begann auf dem Wege, den ich für mich hinwandle, sehr einsam zu werden, und dieser freundliche Zuruf that mir ungemein wohl. Ihr Urtheil trifft ganz richtig das Gute und Schlechte der Arbeit, und daß Sie das Gesammtgefühl, woraus sie hervorgegangen, begriffen haben, erquickt mich wahrhaft. Außer Ihnen haben dies nur Tieck und sehr Wenige verstanden. Die Uebrigen wollten es nicht einsehen, wie der Zar, der im ersten Theile so groß und mächtig ansetze, im zweiten so schwach, unwahr, halbirt und der Intrigue subordinirter Naturen erliegend erscheinen könne. Ich habe bei dieser Gelegenheit wieder die Erfahrung gemacht, daß bei allem Reden von eigner Tiefe und Großartigkeit, sowie etwas kommt, was nicht von der Oberfläche geschöpft ist, das Latein der Meisten gleich zu Ende geht.

Es soll indessen auch zwischen Ihnen und mir über diesen Russen ein eigner Stern walten. In der Gestalt, wie Sie es gelesen haben, besteht nämlich das Werk gar nicht mehr. Lange hatte ich selbst seinen Fehler erkannt, das Zersplittern in zu viele Einzelnheiten,

die Interessen statt des Interesses, die verschobenen Perspectiven, die für sich, unverschmolzen mit dem Geiste des Uebrigen dastehende mythische Scene der Eudoxia, kurz Alles, wozu mich ein überreicher Stoff verführt hatte. Ich ging daher im vorigen Jahre noch einmal an eine gründliche Revision des Ganzen, und das Resultat derselben ist, daß aus dem Werke eine Trilogie ward. Aus dem zweiten Theile wurde vieles Detail hinweggeschnitten, und er enthält nun concentrirt Proceß und Katastrophe des Alexis, Katharinens Partie und Peter's immer steigenden Verfall. Die Schlechtigkeit der modernen russischen Welt tritt dagegen nur in einzelnen Blicken hervor, ist mehr zurückweichender Hintergrund. Der dritte Theil, welcher Eudoxia heißt, enthält das mythische Element, die Auflösung dessen, was er mühsam zusammenfügte, vor Peter's Augen, in seinen letzten Lebensstunden, und seinen verzweiflungsvollen Tod.

Daß ich auf diesem Wege Vieles, was einen Reiz der frühern Arbeit gewährte, habe opfern müssen, sehen Sie ein, und ich weiß nun nicht, wie sich die Ausgabe letzter Hand in Ihrer Gunst auslösen wird.

Es ist übrigens im Druck vollendet, und Sie können es in den nächsten Wochen haben. Ich schicke Ihnen kein Exemplar, weil ich mir keine im Contracte stipulirt habe, den ich in einer hypochondrischen Laune, wo ich Niemanden leiden mochte, abschloß.

Vom Merlin hoffe ich die Aushängebogen bis zu Ihrer Ankunft zu erhalten, aus denen Sie ihn kennen

lernen können, wenn Sie nach diesem Mostro ein Gelüst haben. Ich rathe Ihnen aber, wenn Sie, aus seinem Dunstkreise tretend, etwa hiesige fromme Freunde besuchen wollen, erst verschiedene Abwaschungen und Räucherungen mit sich vorzunehmen, denn man riecht es Ihnen sonst an, daß Sie aus Lucifers Küche kommen, und Sie gehören dann auch ohne Gnade zu den Verlorenen.

Am 24. April feierten wir hier Göthe's Erinnerung, so wie es nach unsern beschränkten Verhältnissen möglich war. Ich habe die Sache angeordnet und geleitet und freue mich des Geschehenen. Es war Alles einfach und schlicht, und der Abend wird bei denen, die überhaupt auf edle Weise zu berühren sind, in gutem Andenken stehn. Anderer Orten hat man sich mit Harlekinaden oder bildernden Redseligkeiten bei diesem großen Ereignisse sehen lassen. Ich lege meinen Epilog bei. In der Allgemeinen Zeitung steht die Lüge, ich hätte das Ebenbild von Göthe's Leiche bei jener Gelegenheit gezeigt. Sie werden, wenn Sie es gelesen, von mir eine solche Abscheulichkeit nicht geglaubt haben. Die einfachste Idee einer Trauerfeier hatte ich aufgefaßt, die Darstellung eines Katafalks, und dieser wurde dem Publico gezeigt.

Rumohr's Deutsche Denkwürdigkeiten haben mich stellenweise unterhalten; der dicke Schmeckfabel hat zuweilen eine massive Holsteiner Laune, die recht artig ist. Falk's Büchlein über Göthe müssen Sie lesen, es

sind einige gute Specialit darin. Ranke's Zeitschrift macht sich auch, und Hacker über den schwarzen Tod im vierzehnten Jahrhunderte hat mich sehr gefesselt, und so kommt doch immer von Zeit zu Zeit etwas, was Einen interessirt.

Ich habe einen langen Brief, von dem Sie vielleicht das Wenigste interessirt, geschrieben; wenn ich aber einmal ins Schwatzen komme, so geht es mir wie den alten Basen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

[illegible] einen langen Weg, und dem [illegible] das [illegible]; und wenn ich aber
einmal ins Schwarze komme, so geht es mir wie den
alten Malern [illegible]

[illegible]

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1837.

Oberm

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beer, Michael,

Michael Beer's Briefwechsel

Leipzig 1837

Epist. 56 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402189-8